Hamerling

<36632211070011

Salon-Bibliothek.

Hesperische Früchte

Verse und Prosa aus dem modernen Italien.

Deutsch

von

Robert Hamerling.

Wien und Teschen.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Hesperische Früchte.

Hesperische Früchte.

Verse und Prosa
aus dem modernen Italien.

Deutsch
von
Robert Hamerling.

Salon-
Bibliothek.

Wien und Teschen.
K. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Vorwort.

Die vorliegende kleine Sammlung von Uebersetzungen aus dem Italienischen soll weder eine Auswahl des Besten der besten Autoren, noch überhaupt eine Anthologie im gewöhnlichen Sinne vorstellen, sondern nur die italienischen Poesien und Prosastücke vereinigen, zu deren Verdeutschung ich im Laufe ungefähr eines Jahrzehnts mich angeregt fühlte.

Nichtsdestoweniger ist diese Sammlung durchaus bezeichnend für die italienische Literatur der Gegenwart, insbesondere für die neuesten Richtungen und Tendenzen derselben. Es ist interessant zu sehen, wie die einst so zahme Literatur der Halbinsel mit scharfer Beobachtung an die Wirklichkeit herantritt, und sich in freier Anschauung das moderne Leben zurechtlegt. So entschieden die italienischen Poeten der Gegenwart sich als „Veristen" und Idealisten gegenüberzustehen meinen,

Realisten sind sie doch alle: ein Edmondo de Amicis und Salvatore Farina so gut wie ein Capuana, ein Verga, ein Ciampoli, insofern, als sie in treuer, lebendiger Wiedergabe scharf beobachteten Details ein Hauptverdienst poetischer Darstellung suchen.

An der Spitze der Proben in gebundener Rede habe ich die Uebersetzung einiger Gedichte von Giusti mit aufgenommen, der zwar nicht mehr zu den Lebenden zählt, aber doch gewissermaßen als Bahnbrecher am Eingange der gegenwärtigen Epoche italienischer Lyrik steht. Die Proben aus Carducci und Stecchetti, den populärsten Vertretern der neuesten poetischen Tendenzen in Italien, werden diejenigen deutschen Leser, welchen diese Tendenzen und die beiden Dichter noch fremd sind, ohne Zweifel überraschen. Leider hatte ich nicht völlig freie Hand in der Mittheilung charakteristischer Ergüsse der radicalen Gesinnung, welche innerhalb der jüngsten italienischen Dichterschule herrschend ist. Die österreichische und deutsche Preßpolizei ist nicht so duldsam wie die gegenwärtige italienische in religiösen und moralischen Dingen. Wir Deutsche dürfen Gott allenfalls läugnen, aber nicht lästern. Auch ist bei uns Deutschen der Gedanke kühner als die Sprache, bei den Italienern dagegen, dem leidenschaftlichen italienischen Naturell entsprechend, die Sprache kühner als der Gedanke: und wie eine der hier mitabgedruckten Erzählungen beweist, ist in Italien selbst der Mann aus dem Volke im Stande, jetzt eine zornige Gotteslästerung

auszustoßen und im nächsten Moment die Hilfe des heiligen Aloysius anzurufen.

Ein Salvatore Farina darf in dieser Sammlung ohne Schaden nur durch eine Kleinigkeit vertreten sein, da dieser feinsinnige und sympathische Erzähler in Deutschland aus anderen Werken bekannt ist. Und wenn man Namen wie Verga, Castelnuovo und so viele andere mit Bedauern ganz vermißt, so muß ich darauf zurückkommen, daß es sich in diesem Büchlein um keine Auswahl des Besten und der Besten, um keine Uebersicht von Autoren, sondern von Richtungen handelt.

Es ist nur Weniges von Wenigen, was hier geboten wird, aber es dürfte doch geeignet sein, ein Interesse für das Mehrere zu erwecken, und das deutsche Publicum zu veranlassen, die neuen, zum Theil merkwürdigen Wege, welche die italienische Dichtung in der Gegenwart einschlägt, weiter zu verfolgen.

Die Uebersetzung strebt im Allgemeinen gewissenhafte Treue an. Aber auch wenn ich mir hie und da eine kleine Freiheit erlaubt, ein Wort ausgelassen, eine veraltete Strophe aus Giusti gestrichen, das Versmaß ein paarmal dem deutschen Ohr besser angepaßt hätte — ja selbst wenn mir das eine oder andere Versehen passirt wäre und ich etwa gar eine Amsel auf einer Steineiche hätte singen lassen, während das Original vielleicht von einer Korkeiche spricht — selbst dann würde ich meine Verdeutschung nicht für eine mißlungene halten, falls sie nur deutsch, fließend, gut lesbar ist und der

Wirkung des Originals so nahe als möglich kommt. Insbesondere werde ich bezüglich der poetischen Uebersetzungen mein Ziel für erreicht halten, wenn dieselben, wiewohl im Ganzen und im Wesentlichen treu, sich wie gute deutsche Originalgedichte lesen. Die Gesammtwirkung bleibt doch eine Hauptsache auch bei übersetzten Gedichten, und wer Uebertragungen desselben Gedichts unter einander nur in Beziehung auf Einzelheiten vergleicht, ohne Rücksicht auf den dichterischen Werth und die dichterische Wirkung, der wird kein gerechter Beurtheiler sein.

Graz, 1. Jänner 1884.

Robert Hamerling.

Inhalt.

Giuseppe Giusti.

Giosuè Carducci.

Lorenzo Stecchetti.

Edmondo de Amicis.

Salvatore Farina.

Luigi Capuana.

Domenico Ciampoli.

Giuseppe Giusti.

I.

Das Papstthum des Pater Peter.

Pater Peter ist ein freundlich=
Schlichter Mann, ein wackrer, braver,
Welcher lebt und leben läßt.

Anspruchslos, genügsam ist er,
Vom Ertrag des kleinen Gärtchens
Bringt er seine Tage hin.

Kürzlich nun geschah's, da träumt' ich
Von dem wunderlichen Manne,
Daß man ihn zum Papst erwählt.

Auf dem Stuhle von Sanct Peter
Wurmt' ihn ernstlich der Gedanke
An die Schuldenlast des Staats.

Er behielt vom Vaticane
Bloß den letzten Stock; die andern
Gab er weg an Miethspartei'n.

Aufhob er die Dateria,
Und zur Schenke ließ er machen
Das Castell Sant' Angelo.

Aus dem Quirinale macht' er
Ein Spital für Priester, welche
Leiden an der Wasserscheu.

Die Prälaten decimirt' er;
Sbirren, Schweizer, Zolleinnehmer
Und Legaten dankt' er ab,

Sammt dem ganzen Dienerschwarme,
Der im Banne Rom's als Saugschwamm,
Krebsgeschwür und Schandpfuhl gilt.

Und er wollt', daß so geläutert,
Schuldfrei das gemeine Wesen
Wieder fall' an's Volk zurück.

Seinen Cardinälen spielt' er
Hundert Streiche von derselben
Stets originellen Art:

Mit den Ignoranten macht' er
Kehraus, und die Andern schickt' er
In die Seelsorg' auf Pfarrei'n.

Jeden Hemmschuh der Gedanken
Schafft' er ab; den Index warf er
In die Gluth durch Henkershand.

Und geneigt stets zu verzeihen,
Ließ er über seinen Beichtstuhl
Schreiben: Datur omnibus.

Ueberzeugt, daß die Extreme
Lächerlich sind an sich selber
Und sich oft berühren auch,

Wollt' er in der Christenheerde
Weder Engel, weder Teufel,
Menschen bloß von Fleisch und Bein.

Er verlangte, daß ein jeder
Mann auch sei ein Mann von Ehre,
Alles Andre — transeat.

Gleisnern, sowie Libertinen
Beiderlei Geschlechtes wies er
An zu strenger Contumaz

Einen abgeleg'nen Stadttheil,
Völlig abgesperrt, der fortan
Christen-Ghetto ward genannt.

Kleinlich-eitle Zänkereien,
Rangstreit unter Priesterkrausen --
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Allzuvieles Psalmensingen
Bei des Klingelbeutels Klange —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Priester, welche Kirchengüter
Ueber das Bedürfniß häuften —
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Solch' seltsames Treiben schauend —
War es Traum, war es ein Wahnbild? —
Kam es mir nicht anders vor,

Als säh' in sothanem Papste
Ich den Fürsten untergehen
Und den Priester aufersteh'n.

Auf die Kniee sinken wollt' ich,
Als den Blick mir abseits lenkte
Einer fremden Stimme Klang.

Da erblickt' in einem Winkel
Ich verschied'ne Kronenhäupter,
Die sich gaben Rendezvous.

Und von diesen Käuzen einer
Haranguirte die Versammlung,
Wie ein Stachelschwein so barsch:

„Nein," so rief er, „nicht gewähren
Darf man lassen solch' vertrakten
Papst, der den Apostel spielt;

Der da so in Christi Namen
Mit des Evangeliums Netzen
Fischen will, was unser ist.

's ist ein Papst, bornirt und ehrlich,
Dem es Ernst mit seinem Amte;
Geben wir ihm Rattengift!"

II.

Strafcodex für die Staatsbeamten.

Unser weiser Landesvater
Hat zur Förderung des Staatswohls
Streng verfügt mit eigenhänd'gem
Hochverehrlichem Erlasse,

Daß fortan auf g'raden Wegen
Wandle jeder Angestellte:
Andernfalls will er bestraft ihn
Nach dem folgenden Gesetze.

Wenn ein königlicher Kämm'rer
Oder Secretär, ein Schlaukopf,
Stopft in alle Löcher seine
Creaturen, dumme Teufel —

Wenn ein Kanzler sein Profitchen
Sucht in Schuld- und Steuersachen,
Und im Staat Begehrlichkeiten
Solcher Art bringt in die Mode —

Wenn ein Polizei-Inspector
Hält den Sack — wenn ein Spion,
Um den Sold nicht zu verlieren,
Einen Hochverrath erfindet —

Das sind Dinge, ganz verzeihlich,
Das sind menschlich kleine Schwächen,
Ueber die der Landesvater
Seine Hand nicht streckt zu strafen.

Doch im Fall des Cassendiebstahls
Gilt als Regel: wer so viel stahl,
Daß er von der Beute leben
Kann, den soll man laufen lassen.

Und wer wenig stahl, der finde
Gnad' im Fall, daß constatirt ist,
Daß er stahl, um Geld zu setzen
In das königliche Lotto.

Plündert uns ein öffentlicher
Architekt, ein Wegbauführer,
Hat sofort im Land man eine
Neue Steuer auszuschreiben.

Ein Gerichtsvicar, verrufen
Wegen Rohheit, wird enthoben,
Und befördert anderswo zum
Wirklichen Gerichtsverwalter.

Einen königlichen Rath, der
In der Sitzung gähnt, den hat man,
Weil ansteckend ist das Gähnen,
In den Ruhstand zu versetzen.

Neigt er seiner Wage Zünglein
Dorthin, wo die Spende größer,
Gebe man, statt der Galeere,
Ihm mit vollem Sold den Abschied.

Ein Minister, der ein Schafskopf,
Soll, weil er mit Fürsten umging,
Den Geheimrathstitel haben,
Und das Kreuz pour le mérite.

III.

Die beiden Tischreden.

Meine liebe Freundin!

Ihr Mailänder seid es gewohnt zu sehen, wie der Carneval eine Bresche in die Fasten macht und dem Ablaß acht Tage wegstiehlt. Ich weiß nicht, oder erinnere mich nicht mehr, wer euch diese Freiheit gegeben; sicher war es ein Papst von gutem Humor und weiten Aermeln. Wir (Florentiner) unsererseits, wenn die Zeit der Masken (wenigstens der papiernen) vorüber ist, und uns noch ein Restchen von Carnevalslaune in den Gliedern spukt, wie Geigenklang in den Ohren nach einem Ball, nehmen so zu sagen als Zuwage, und ohne die Erlaubniß der Oberen, noch den einzigen Aschermittwoch in Beschlag, und lassen es uns wohlsein bis zum Abend, als ob das Memento mori für uns gar nicht gesagt wäre. Ihr nennt jene acht Tage den Carnevalone, und wir nennen diesen armseligen einen Tag, den wir uns daraufgeben lassen, den Carnevalino.

Es war am Abende des fetten Donnerstags im Jahre 1842, als Einer von Jenen, welche Tafeln geben aus Langeweile und um ihren Koch loben zu hören, so ungefähr 18—20 Köpfe zu Tische geladen hatte, jeder

ein Querkopf auf die eine oder die andere Art, und jeder unzufrieden damit, daß der Carneval schon auf die Neige ging. Es gab da frischgefirnißte Nobili und andere von der wurmstichigen Sorte; es gab Bankiers, Advocaten, tolerante geistliche Herren, mit Einem Worte omne genus musicorum. Unter diesen hatten, ich weiß nicht wie, auch zwei Leute Platz gefunden, die nach Poesie schmeckten, Einer des Andern Antipode, aber beide qualificirt für das scherzhafte oder witzige Genre, oder wie man es sonst nennen will. Der Hauswirth, vertraut mit der Art eines Jeden, hatte die Ungereimtheit, die Beiden zusammen einzuladen, dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß er um des lieben Friedens willen sie in gebührende Entfernung auseinandersetzte. Der Erste war ein Abbé, der immer den Voltaire neben der Bibel liegen hatte, ein guter Gesellschafter, der es mit keinem verdarb, weder Welfe noch Ghibelline, geschmeidiger Weltmann, ein geborener Haushofmeister. Der Andere war ein Jüngling, weder grün, noch reif, eine Art von elegantem Cyniker, halb ernst, halb schnakisch von Ansehen, mit einem Fuß in den Wissenschaften und mit dem andern in den Zerstreuungen und was sich daran knüpft. Das Gelage verlief in Gesprächen ohne Zusammenhang, in Klatschereien, im Lobe des Bordeaux und der Straßburger Pasteten; dazu kam ein bischen Politik, ein bischen Verleumdung; mit einem Wort, es war ein Gastmahl wie die meisten andern auch.

Schließlich, das heißt zwei Stunden nach Mitternacht, sagte der Wirth beim Abschiede zu den Gästen: Ich hoffe, daß Ihr am ersten Tage der Fasten mich sämmtlich auf meinem Landhause beehren werdet, um den Carnevalino zu feiern. Alle nahmen mit Dank an. Einer von der Gesellschaft, sei es, daß er ein Freund von Versen war, oder tiefer als die Andern in's Glas geblickt, rief aus: Einen Augenblick, ihr Herren! Bevor wir gehen, müssen die beiden Poeten versprechen, jeder eine Tischrede für den Tag unseres Wiedersehens zu liefern. Man klatschte Beifall und die beiden Poeten mußten sich fügen.

Es kam der Aschermittwoch und keiner fehlte weder bei der Predigt noch beim Gastmahl. Nachdem dies vorübergegangen wie das frühere, da rief derselbe, der die Tischreden vorgeschlagen: „Nun ist's an Ihnen, Herr Abbé!" Der Abbé, der in den wenigen Tagen seine biblischen und voltaireanischen Studien zusammengerafft und nach dem Geschmack der Gesellschaft ausgebeutet hatte, setzte sich als Declamator in Positur, nahm noch einen letzten Schluck, wie der Reiter im Steigbügel, und ließ dann seiner Rede den Lauf wie folgt:

Ein Brindisi versprach ich euch; doch später
Gedacht' ich eine Predigt euch zu schreiben,
Damit man uns nicht schelt' als Uebelthäter,
Und keiner sage, tadelnd unser Treiben,

Daß man die Fasten hinbringt hier im Hause
Gleichwie den Carneval in Saus' und Brause.

Doch nicht anstimmen will ich, euch zu rühren,
Jetzt ein memento oder miserere:
Ich will ein wenig zu Gemüth euch führen,
Mit Texten in der Hand, die weise Lehre,
Daß, ohne Himmelssatzung zu verletzen,
Ein braver Mann sich tafelnd mag ergötzen.

Es waren nach einstimmigem Vermelden
Der Weltgeschichte und der ält'sten Sage,
Als Esser stark und Trinker alle Helden,
Und Alles lief hinaus stets auf Gelage.
Und in der That, ein Held mit schwachem Magen,
Der wär' ein Wicht, aufrichtig zu beklagen.

Warum ist wohl Homer, der alte Meister,
Gelesen mit Begier nun schon so lange?
Vielleicht weil seinen Flügen uns're Geister
Zu folgen glüh'n in überird'schem Drange,
Und wir auf seiner Spur so viele Meilen
Von einem Wunder stets zum andern eilen?

Bewahre Gott! — wir lesen die Geschicke
Der Trojerstadt, um die der Grieche streitet,
Darum so gern, weil alle Augenblicke
Behaglich wird das Tischtuch ausgebreitet,
Und weil Ulyß, Patroclus und so weiter
Auch groß als Köche sind, nicht bloß als Streiter.

Sokrates, der so hoch verehrt gewesen,
Und stets der Menschheit Schmuck und Stolz geblieben —
Wenn die Symposia ihr wolltet lesen,
Wie Xenophon und Plato sie geschrieben,
So fändet ihr, wie beim Geklirr der Becher
Am liebsten er docirt' im Kreis der Zecher.

Doch lassen wir die alten Griechenzeiten,
Um von den Helden, die vor Troja rauften,
In guter Ordnung weiter fortzuschreiten
Zu den beschnitt'nen und zu den getauften.
'nen guten Imbiß wußten Abrams Kinder
Zu schätzen, und nach Christo wir nicht minder.

Die Lust zu tafeln ist ein altes Uebel,
Und Jeder labt sich gern an edlem Nasse;
Doch mein' ich, daß Bratpfanne sich und Bibel
Vertragen und die Kanzel mit dem Fasse.
Als treuer Sohn der Kirche will ich sehen,
Der Sache tiefer auf den Grund zu gehen.

Papst Gregor weiß mit Würde zu bekleiden
Den Posten eines höchsten Segenspenders;
Doch ist auch er nicht Willens, streng zu scheiden
Den Psalter von dem Klang des Bratenwenders.
Ob Kostverächter sind die Cardinäle —
Bedarf es noch, daß ich davon erzähle?

Manch' biblisch' Beispiel schon kann uns erbauen.
Für einen Apfel machte Eva's Gatte

Den ersten dummen Streich auf Eden's Auen.
Und wenn schon Adam so geopfert hatte
Das Paradies für einen Apfel eben,
Was werden wir für einen Truthahn geben?

Verschweigen will ich, was zu sagen wäre
Von Vater Noa's und von Loth's Gelüsten,
Wie vom eßlustigen Hebräerheere,
Das Moses mit sich schleppte durch die Wüsten,
Und dem man nicht die Sehnsucht darf verübeln
Nach des Aegypterlands Knoblauch und Zwiebeln.

Man weiß von Jakob, wie er list'ger Weise
Mit einer Fricassée den Isaak prellte,
Und wie er dann zu echtem Judenpreise
Sein Muß dem Bruder zur Verfügung stellte —
Seither bewahrten die Israeliten
Das „Schnüren" unter den Urvätersitten!

Auch Jonathan ist weiter zu erwähnen,
Der, als einmal Saul's Heer sich jede Labe
Versagen sollte nach des Königs Plänen,
Brach das Verbot um eine Honigwabe.
So stark quält Hunger, daß man für den Magen
Manchmal den Kopf mag in die Schanze schlagen.

Vom alten jetzt zum neuen Testamente
Mich wendend, hab' zuvörderst ich erwogen,
Daß Christus seine Lehren, Sacramente,
Und was er sonst gesprochen und vollzogen —

Nur hie und da ein W u n d e r ausgenommen —
B e i T i s ch ersann zu seiner Jünger Frommen.

So hoch er strahlt' in überird'schem Lichte, —
Daß er den Durst nicht zählte zu den Sünden,
Kann jeder in der biblischen Geschichte
Durch Cana's Hochzeit leicht bestätigt finden,
Allwo so menschenfreundlich er gehandelt,
Und Wasser flugs in puren Wein verwandelt.

Auch ist zu glauben Jeglichem geboten,
Wogegen auch kein Ketzer je geschrieben,
Daß einst er mit fünf Fischen und fünf Broten
Gespeis't fünf Tausende und übrig blieben
Noch Körbe voll — 's ist leider nicht zu lesen,
Ob jene Fische W a l l f i s ch e gewesen.

Bedarf's noch mehr? Selbst in den letzten Stunden
Des ird'schen Daseins, wo zum Abschiedsmahle
Mit seinen Jüngern er sich eingefunden,
Da weiht' er für den Liebesbund die Schale,
Verschmähte nicht, als myst'sche Segenszeichen
Den Seinen scheidend B r o t und W e i n zu reichen.

Als man ihn dann geführt zum Marterorte,
Und ihn an's Kreuz erhöht, die Händ' in Banden,
War »Sitio« eines seiner letzten Worte.
Und als vom Tod er wieder war erstanden,
Ist er zu Emaus mit verklärten Mienen
Den Seinen wiederum b e i T i s ch erschienen.

Und von den möglichen Citaten allen
Nur ein's noch in Erinnerung zu bringen,
Das allen Zechern höchlich wird gefallen:
Die Kirche, mein' ich, muß vor allen Dingen
Besondern Werth der Traube zuerkennen,
Weil sie „des Herrn Weinberg" sich pflegt zu nennen! —

So scheint es denn, daß wir, die an die Themen
Von Vater, Sohn und heil'gem Geist wir glauben,
So dann und wann die Backen vollzunehmen
Uns ohne Scrupel dürfen wohl erlauben;
Belegt ihr drob mich mit den Ketzernamen,
Nun gut, ich duld's, und fröhlich sag' ich Amen.

Wohlauf denn, Freunde! Grämliche Gesichter
Steh'n nur den Gelbsuchtkranken zu Gemüthe;
Wir sind gesund. David, der Psalmendichter,
Sagt: in laetitia domino servite!
Den Rath befolgend, den er uns gegeben,
Geh'n lachend einst wir ein in's ew'ge Leben.

Der Abbé war zu wiederholten Malen von Gelächter aus vollem Halse unterbrochen worden. Am Schlusse aber kam die Zuhörerschaft förmlich außer sich, und, die neugefüllten Becher aneinanderstoßend, brachte man ein stürmisches Hoch der Predigt und dem Prediger. Der Stoß war so ungestüm, daß den größten Theil des Weines das Tischtuch trank. Nun kam die Reihe an den Andern, der mit gewissen verlegenen Geberden —

übrigens ohne noch beim Weine Zuflucht zu suchen — anhub: „Meine Herren! Ich brachte in diesen Tagen nichts Gutes für Euch zu Stande, aber versprochen ist's, und ich ziehe mich nicht zurück. Nur bitte ich, daß mir erlaubt werde, eine Tischrede vorzubringen, die ich schon früher verfertigt für die Tafel eines Mannes, der, wenn er Jemand einladet, nicht sagt: „Kommt zum Essen zu mir," sondern sich an die mehr vaterländische, oder, wenn ihr wollt, bäurische Ausdrucksweise hält: „Laßt uns morgen einen Löffel Suppe zusammen essen." Nachdem die Leute diese schlechte Ausflucht angehört, begann der Poet:

Uns kitzeln nicht der Frankenkost Gerüche,
Noch sind erpicht wir, Frankenwein zu schlürfen;
Ein jeder Keller gibt, was wir bedürfen,
Und jede Küche.

Der Trank, die Speisen, hier für uns erkoren,
Sammt Blumenschmuck und allen Tischgeräthen,
Sind unter'm Einfluß gleicher Glücksplaneten
Mit uns geboren.

(Diese beiden Strophen machten weder warm noch kalt.)

Wer heim'sche Gabe schmäht in schnödem Triebe
Und sich das Kinn beträuft mit fremder Tunke,
Bald ganz erlöscht in ihm der letzte Funke
Der Heimatsliebe.

Mit fremder Tunke Saft pflegt sich zu stehlen
In uns gemach die Lust, zu kauderwelschen;
Bald, wie die Sprache, wird das Ausland fälschen
Uns auch die Seelen.

Halb sind wir morsch, der andern Hälfte Dauer
Wird gleichfalls rasch und rascher sich verkürzen:
Der Mauertünche Riß bezeugt, daß stürzen
Will auch die Mauer.

In Schüsseln so verdampft das Vatererbe:
Der Nobile, den Briten zu betrügen,
Der sich befaßt auf seinen Wanderzügen
Mit edlem Kunsterwerbe,

Durchstöbert der Soffitte Spinneweben
Nach einem alten Raphael, und fristet
Vom Gold des Käufers, den er überlistet,
Sein Schlemmerleben.

Italiens Ruhm ist — wahrt es im Gedächtniß! —
Aus Fasten, Wachen einst erblüht den Vätern;
Und tafelnd, zechend zehren wir, die Spätern,
Von dem Vermächtniß.

Steigt, Ahnen, aus der Gruft mit ernster Miene,
Und ruft in's Ohr es diesen Sybariten,
Daß ihr Großherzoge nicht habt gelitten,
Noch Harlekine!

Was einst bei schmaler Kost die Väter zierte,
Kommt uns abhanden bei lukull'schen Schmausen:
Wo edle Helden einst gewohnt, da hausen
Jetzt Speisewirthe.

Bei all' diesen Strophen hatten Verdruß, Unmuth, Scham, wie die Schläge eines elektrischen Stromes in den Gesichtern Aller gezuckt und kaum noch vermochten sie an sich zu halten. Nur der Abbé saß da, wie vom Bann getroffen, schwankend zwischen der Furcht, durch ein Zeichen der Mißbilligung die Ironie des Gegners auf sich zu ziehen, und der Besorgniß, durch ein Grinsen, das ihm entwischen könnte, sein Anrecht auf des Hauswirths Suppe zu verlieren. Der Poet fuhr fort:

Wenn decorirter Schwachkopf, dir am Herde . . .

Bei diesem Ausbruch rief der Hauswirth, der schon eine Zeit lang auf seinem Sessel sich gewunden hatte, als ob er an Bauchgrimmen litte, mit erzwungener Unbefangenheit und einem verlegenen Lächeln: „Wenn es dem Dichter gefällig ist, so verfügen wir uns in die anderen Gemächer, um den Kaffee zu trinken; dort können wir hernach den Schluß seiner Tischrede anhören." Alle erhoben sich augenblicklich, gingen in die Nebengemächer, der Kaffee wurde genommen und Niemand sagte mehr ein Wort von der abgebrochenen Tischrede. Aber der Dichter, der ein wenig aufhorchte, hörte zwei Personen sich abseits unterhalten: „Meint ihr etwa, daß die Tischrede schon wirklich früher gemacht war, wie er es

uns glauben machen wollte? Das war nur ein armseliger Vorwand, um unserem Wirthe und uns eine Lection zu geben!" — „Was für unverschämte Leute gibt es doch in der Welt!" erwiderte der Andere; „und wer weiß, wohin er sich noch verstiegen hätte, wenn man ihn hätte weiter reden lassen!"

Für Diejenigen, die etwa neugierig wären, wie die Fortsetzung der Tischrede lautete, wollen wir sie hersetzen.

Wenn, decorirter Schwachkopf, dir am Herde
Der Väter halb in Rauch dein Gut sich löste;
Wenn deinen Koch du schätzest als das größte
Genie der Erde;

Wenn du die Künstler miß'st mit spött'schen Blicken
Und auf Firenze's Marktplatz dir der Eber
Mißfällt, weil es unmöglich, seine Leber
Für dich zu spicken;

Ob solcher Eseleien, gute Seele,
Zu fürchten hast du nichts von Freudenstörern;
Sprich, was du willst, nur salbe deinen Hörern
Reichlich die Kehle.

Halt' dich an Solche nur mit deinen Reden,
Die die Gesinnung wechseln wie die Teller;
Dann schützt als feste Burg dich Küch' und Keller
Vor allen Fehden.

Doch fliehe den altväterisch Frugalen,
Der nicht entbrennt in schnöden Hungers Feuer,
Und einen Platz an deinem Tisch so theuer
Verschmäht zu zahlen.

Ihm ist der Speisesaal, von Scherz durchklungen,
Der Freundschaft und des Frohsinns off'ne Scene,
Noch nicht verstellter Bosheit Kampf-Arene
Und scharfer Zungen.

Das Pfäfflein paßt in solche Kampf-Arene,
Das seine Bibel nur citirt als Lacher,
Dort wo sie spricht von Esau's Linsenschacher
Und von Gelagen.

Der Witzling mag auf diesem Feld sich üben,
Der wie ein Rabe stürzt auf gute Namen,
Und wieder dann mit feilen Lobes Hamen
Gern fischt im Trüben.

Auch mag dort seine Tüchtigkeit erweisen
Der unverdroß'ne Neuigkeitenkrämer, —
Schalksnarr und Judas — täglich angenehmer
Den feinen Kreisen.

Doch uns erstrahl' der Blick in heit'rer Klarheit,
Frei sei die Lippe, frei wie der Gedanke;
Und nie durch das Gewicht des Bauches wanke
Bei uns die Wahrheit.

Wer sich bei Wenigem weiß zu gedulden —
Ein Huhn im Topf, ein Fläschchen Wein als Labe —
Fährt ohne bunten Dienertroß zu Grabe
Und — ohne Schulden.

Man sieht wohl, daß diese Tischrede zu dem Gelage nicht paßte, bei welchem sie gesprochen wurde, und auch ich neige mich zu der Ansicht, daß der Dichter seinen Zuhörern nicht reinen Wein einschenkte. Sich derbe Wahrheiten in's Gesicht sagen zu lassen, das gefällt Niemand, und es sollte doch Höflichkeitsregel sein, daß, während man fremde Suppe ißt, man denjenigen verschone, der den Schöpflöffel in der Hand hat. Aber diese leidigen Poeten machen sich bei aller Hochachtung, die sie für Monsignor della Casa*) zu haben vorgeben, einen eigenen Galateo zurecht und besonders, wenn sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, herauszusagen, was sie denken. — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der mürrische Poet über diese gastliche Tafel für immer das Kreuz machen mußte, und daß dafür der Abbé dort für ewige Zeiten der Hahn im Korbe blieb. Wir theilen die beiden Tischreden mit zu beliebiger Auswahl. Die erstere sichert allen Schmarotzern, die sie nachzuahmen verstehen, den vollen Topf; mit der zweiten wird man sich bescheiden müssen, beim Restaurant zu speisen.

*) Giovanni della Casa schrieb unter dem Titel „Galateo" eine Anleitung zur Höflichkeit.

Giosuè Carducci.

Auf den Feldern von Marengo

in der Christnacht des Jahres 1175.

Auf die Felder von Marengo blickt der Mond mit fahlem Lichte,
Zwischen Strom und Strom da drängt sich brausend just der Wald, der dichte,
Drängt der Wald von Hellebarden sich, von Streitern und von Rossen,
Welcher Alessandria's Wälle lang vergebens hielt umschlossen.

Alessandria's Freudenfeuer lodern längs der Apenninen,
Leuchten hell der Flucht des Kaisers, hell der Flucht des Ghibellinen,

Von Tortona auch herüber leuchten ihm der Bündner
Brände,
Und in lautem Siegesjubel schallt's durch's nächtliche
Gelände:

„Eingegittert hat den Löwen Sveviens die Lateiner-
lanze!
Freudenlohe sagt's dem Meere, sagt's den Bergen weit
im Kranze!
Christus ist uns neu geboren, und das nächste Morgen-
grauen
Wird das Volk vom Römerstamme in verjüngter Glorie
schauen!"

Auf das Schwert gestützt, das hohe, hört den Siegesruf
der greise
Hohenzollernfürst, und leise flucht er: „Ha, in solcher
Weise
Sterben durch die Hand von Krämern, die da mit der
blanken Wehre
Gestern erst den Wanst gegürtet, um den Preis der
Ritterehre!" —

Und der Bischof, dem im Chore hundert Domherr'n
sind zur Seite,
Dem des Kellers Tonnen füllen hundert grünende
Gebreite,

Seufzend flüstert er vor sich hin: „O mein schöner
Dom zu Speier,
Wer wird Messe in dir singen zu der hohen Christ-
nachtfeier?" —

Und der junge Pfalzgraf Ditpold, dem die Locken goldig
gleißen,
Niederwallend zu dem Nacken, um den Hals, den
blühend-weißen
Denkt: „Es schwärmen jetzt die Elfen, singen Nixen
jetzt am Rheine,
Und es träumt die schöne Thekla bei des Mondes
trautem Scheine!" —

„Nicht allein den Eisenkolben führ' ich, nein, in meiner
Tasche" —
Spricht der Mainzer fromm — „stets führ' ich mit
dem heil'gen Oel die Flasche.
's ist für Alle! — Hätt'st Du nur schon hinter Dir die
Alpenkuppe,
Meine mit ital'schem Silber schwer belad'ne Maulthier-
truppe!" —

Und der Graf Tirols: „Mein Söhnchen," spricht er,
„an der Heimat Schwelle
Grüßt die Alpensonne, grüßt Dich meiner Rüden froh'
Gebelle;

Dein sind fortan sie; mich fällen, traun, als alten
Edelhirschen
Schnöde Gäuche, die auf diesen öden Eb'nen heute
pirschen!" —

Still für sich, in Feldes Mitte, an des Zelters Bug
gelehnet,
Steht der Kaiser: aufwärts blickt er, wo das Blau sich
endlos dehnet;
Ueber seinem grauen Haupte zieh'n die Sterne, und
gelinde
Hinter ihm des Reiches Banner flattert, flüstert, horch,
im Winde!

Böhmens König, Polens König hüten es, wie aller-
orten,
Mit dem Scepter, mit dem Schwerte, mit des Reiches
heil'gen Horten. —
Matter glänzten jetzt die Sterne — auf der Alpen
hohem Herde
Glomm ein Strahl – und: „Vorwärts, Mannen!" rief
der Kaiser, „Auf! zu Pferde!"

„Wittelsbach! des heil'gen röm'schen Reichs Panier
entroll' zur Stunde,
Flatternd vor den Augen derer drüben vom Lombarden-
bunde!

Und Du, Herold, meld' es ihnen: Der da zieht auf
Eurem Plane,
Ist des großen Julius Erbe, ist der Erbe der Tra-
jane!" —

Hei, wie hell, indeß im Osten sich der Pol begann zu
röthen,
An dem Strand des Po erklangen die teutonischen
Drommeten!
Angesichts des Römeradlers senkten sich Italiens Fahnen,
Ungestört vorüber nordwärts zog der Kaiser seine
Bahnen.

Classische und romantische Schule.

Die Sonne liebt den Menschen, ist ihm hilfreich,
Und will ihn heiter sehen:
Sie ist's, durch die im Feld die goldnen Halme
Schnittreif im Winde wehen;

Aus ihrer Höh' zulächelt sie der Pflugschar,
Die aus der Scholle Dunkel
Der braunen, bei des Pflugstiers sachtem Schritte,
Hervorblinkt mit Gefunkel;

Sie hat, wenn sie mit Glut gefüllt die Traube,
Und sie geschmückt mit Farben,
Ein Lächeln auch noch für des Herbstes Jauchzen,
Wenn längst die Blumen starben.

Ihr letzter Tagesstrahl, den auf den Dächern
Der Stadt sie läßt verglühen,
Besucht ein Mädchen, das sein Blütenalter
Vergißt in Tagesmühen,

Und lehrt ein Lied es noch von Lenz und Liebe,
Mit dem vom engen Pferche
Sein pochend Herz sich aufschwingt, frohbeflügelt,
Zum Licht, wie eine Lerche.

Du aber, Mond, du schmückst mit deinem Lichte
Nur Gräber und Ruinen:
Es blüh'n nicht Blumen, reifen keine Früchte,
Von deinem Strahl beschienen.

Du stiehlst durchs Fenster dich, wenn Nachts entschlummert
Sind Hunger, Frost und Sorgen,
Und weckst sie, daß sie selbst sich wieder fühlen,
Und denken an den Morgen.

Um goth'sche Zinnen liebst mit schmachtend-mattem
Geflimmer du zu säumen,
Liebäugelnd mit poet'schen Müssiggängern
Und leeren Liebesträumen.

Dann in den Friedhof schleichst du, zu erfrischen
  Dort deine müden Strahlen,
Wetteifernd mit den weißen Todtenbeinen
  Im Glanz, dem kalten, fahlen.

Verhaßt ist mir dein Angesicht zu schauen,
  Das runde, weiße, blöde,
Mit dem du, Nonne, unfruchtbar-verbuhlte,
  Hinwallst in ew'ger Oede.

Versailles.

(Zum 79. Jahrestage der französischen Republik.)

(21. September 1871.)

Im Schlosse zu Versailles sprach trotzig Einer:
  „Mein ist, was wächst auf Erden, schwimmt im Meer,
In Lüften fleugt!" Beifügte fromm der Priester:
  „Du sollst nicht stehlen, Volk! gebeut der Herr."

Dein Laubgrün, deine Silberwellen, lächelnd
  Aus Weihern, oder zwischen Blumen hold
Hinrieselnd, und dein Marmorvolk von Nymphen,
  Und deine Hallen, funkelnd all' von Gold,

Sie schauten, o Versailles, mit schnödem Knechtsinn
Schmachvolle Herrscherwillkür im Verein:
„Dein Feld, dein Weib verlang' ich, deine Tugend!"
So sprach ein Mensch, und Niemand sagte Nein!

Und Jünglinge und Jungfraun kamen, boten
Das Opfer ihrer Ehr' ihm knieend an;
Den Hirschpark schuf der christlichste der Herrscher —
Das Blut des feigen Volkes klebte d'ran.

Schlief er an weißer Brust, die Hand am Schwerte,
Und über Häupter hingestreckt den Fuß,
Hielt Frankreich stolz die Wacht für seinen König,
Vom Ocean bis zu des Rheines Fluß.

Schritt er aus ehebrecherischem Bette
Zu einem festlich prangenden Altar,
Da brachtest du mit Stolz, Versailles, mit Ehrfurcht
Europa seine Huldigung ihm dar.

Er war der Ruhm, die Tapferkeit, das Wissen,
Des Heeres Macht, die Kunst, der Wahrheit Licht:
Alles in Allem er: die Welt erhellte
Er unbewußt mit seinem Angesicht.

Schwer war's zu sagen, ob er Gott beschützte,
Ob dieser schützte sein geheiligt Haupt:
Nur eure Todten wissen es, Cevennen,
Die seines Beicht'gers Worten nicht geglaubt.

Von seinem „Ochsenaug" der König schaute
  Die klein zu seinem Füßen lag, die Welt.
Ihn segnete, als Helfer seiner Thaten,
  Der Himmel hoch herab vom Sternenzelt;

Und segnete die Veilchen, die sich bargen
  Im jungfräulichen Schleier der Vallière,
Und segnete die ehelichen Rosen
  Der Montespan, der Dame stolz und hehr,

Und segnete die frischen Witwen-Lilien
  Des Engadin im Busen der Maintenon:
Des Königs Lächeln färbte roth der Trauer
  Gewande dem Getreuen, dem Aron.

Die Zeit der Hüte und der Priesterröcke
  Ward jene Zeit von Hof und Stadt genannt;
Vom Volk die Zeit des Hungers und der Plagen;
  Des Todes — als die Rache war entbrannt.

Es kam der Tag: da, zwar verschied'nen Glaubens,
  Doch für die Wahrheit zückend ihre Wehr,
Guillotinirte Kant den Herrn des Himmels,
  Und den der Erde köpfte Robespierre.

Die beiden Todten, tragend in den Händen
  Die abgeschlag'nen Köpfe — Pietät
Nun heischen sie, der an's Gefühl sich wendend,
  Der Andre pochend auf „Autorität".

Aufrichtet neu Versailles Thron und Altäre
  Der alten Zeit, schmückt sie mit frischem Grün.
Hast du, sie zu begraben, keine Steine,
  Du schwarzer Mauernschutt der Tuilerie'n?

Lorenzo Stecchetti.

Sonette.

I.

Ihr Tugendhaften von gesetztem Alter,
  Jungfrau'n mit gelben Lippen, langen Zähnen,
  Die schweren Frevel schon begangen wähnen,
Zeigt halb ein Nacken sich, ein reiz-umstrahlter:

Schließt eure Fenster jetzt in Ruh', in kalter,
  Und schaut hinaus nicht auf dies „Thal der Thränen",
  Wo neu erliegen tück'schen Lenzes Plänen
Die Blumen, die Verliebten und die Falter.

Schließt euer Aug', wenn Rosen Schmuck verleihen
  Den Mädchen und im Schooß der Wiesengründe
Selbst fromme Lämmlein ruh'n gesellt zu Zweien.

Schließt dies verfehmte Buch, daß es nicht künde
Vor eurem Ohr, wie schön der Mond des Maien,
Wie schön die Sünderinnen und die Sünde.

II.

Penelope.

Penelope bist du, und senkst die Blicke,
Und hebst sie wieder, unschuldklar, wie keine:
Unmöglich ist's, daß Sünde je, du Reine,
Daß je der Freier Lockung dich bestricke.

Verläumdung wagt, ob auch der Neid ersticke
Die Freundinnen, sich nicht an dich, die Eine;
Du wandelst hin in königlichem Scheine,
Wie fleischlos, blutlos, trotzend dem Geschicke.

Im Festreih'n dämpfst du, wie dein Reiz auch gleiße,
Vom Kleid des Stolzes und der Scham umgeben,
Mit einem Blick der Werber Glut, die heiße.

Penelope bist du: das du zu weben
Verstehst tagüber, das Gewand, das weiße,
Auftrennst du's Nachts mit mir, mein süßes Leben!

Aus »Dies irae«.

(I.)

Wenn satt ich hab' den Müssiggang
  Im Herbste und die Schwalben sind geschieden,
Spür' ich den Drang, mit Gott dem Herrn
  Zu machen wieder einmal meinen Frieden.

Ich geh' in mich und denke viel
  Den ird'schen Dingen nach, den dauerlosen.
Barmherz'ger Himmel, wie so bald
  Sieht man die Rosen welken, ach, die Rosen!

Nur die Cypresse, das Simbol
  Des Leids, des Elends auf dem Erdenrunde,
Nur die Cypresse vegetirt
  Im Frost auch und ihr Grün geht nicht zu Grunde.

Und an's Gericht denk' ich sodann,
  Zumal an's Weltgericht, vor das wir treten,
Wenn aus dem Grabesschlummer uns
  Geweckt der Klang der himmlischen Trompeten.

Ach Gott, ich ahne schon die Noth,
  Wenn jener große Morgen angebrochen,
Und ich in kalter Dunkelheit
  Umsonst zusammensuche meine Knochen.

Auf, auf, ihr lieben Nachbarn, auf!
Und thut mir den Gefallen, mir zu sagen,
Was ward aus meinem armen Kopf?
Gesteht, wer hat ihn mir davongetragen?

Es war ein Kopf, noch jung, und voll
Von Träumerei'n, geneigt auch zum Verlieben.
Wär' etwa gar auf Emma's Knie'n
In der Zerstreuung er zurückgeblieben?

Nein, nein, ein Recensent vielleicht,
Der ohne Kopf schon da herabgekommen,
Sprach zu sich selbst: Potz Blitz, da mir
Der meine fehlt, sei dieser da genommen!

Zu spielen hier den Kritiker
Als Todter noch — das mag er bleiben lassen.
Auf einen so verdrehten Hals
Wird schwer ein Köpflein wie das meine passen.

Die Sache kommt sogleich an's Licht
Und er muß stracks in's höll'sche Feuer wandern:
Man ist in dieser Geisterwelt
So dumm nicht als man ist in jener andern.

O weh! die Augen hab' ich, doch
Die Brille nicht, muß ohne Kenntniß bleiben
Von dem, was Hypochondrische
Zum Lob des Christenthums in Blättern schreiben,

Und seh' die frommen Jungfrau'n nicht,
Die in Sonetten blüh'n, noch die Poeten,
Die sich im Schweiß des Angesichts
Bemüh'n für Tugendrettung der Grisetten.

(III.)

Wie lebte sich's auf Erden schön!
Wie gerne wär' ich dort mit dir geblieben!
Denkst du der Lieder, die ich dort
An dich, du blondes Teufelchen, geschrieben?

In meine Manuscripte fuhrst
Du immer mir wie toll mit deiner Scheere,
Verschnitt'st zu Kragenmustern, was gedruckt
Reichlich gebracht mir hätte Ruhm und Ehre!

Denkst du der Sternennächte noch,
Wo, fröhlich wandelnd in den süßen Schauern
Des Dämmerscheins, selbander wir
Leuchtwürmchen haschten längs der Gartenmauern?

Denkst du des Winters noch, der Lust
Die uns beim letzten Maskenball umtos'te?
Und des Geraniumstocks, der, ach,
Am Fenster dir verdarb im scharfen Froste?

Und des Geredes, das da ging
  Von uns und uns'rem nächtlich tollen Leben,
Und das so großes Aergerniß
  Dem frommen Pharisäervolk gegeben?

Erinnerungen, heiter-hold!
  Wie kehrt mein Sinn zu euch zurück so gerne!
Ein paar Jahrhunderte gebannt
  Hielt die Karthause mich — und du warst ferne!

Wo bliebst du, Kind? Versprachst du nicht
  Mir treu zu bleiben, nie von mir zu lassen?
Wie lang die Zeit mir ohne dich
  Geworden hier, o Weib, kannst du es fassen?

So manche wack're Leiche kam
  In meine stille Grube da herunter:
Es tastete mein Knochenarm
  Stets nach der deinen — sie war nicht darunter.

Sag' an, starbst du im Carneval,
  Maskirt, in lust'ger Freunde Schwarm, beim Mahle?
Hat dich die Schwindsucht hingerafft,
  Zu herbstlich trüber Zeit im Hospitale?

Ach hätten sie doch wenigstens
  Begraben dich zur Seite mir! wie kläglich
Im moderfeuchten Erdengrund
  Fror' ich — und, ach, langweilte mich unsäglich!

Doch still! der ew'ge Richter sitzt
  Just zu Gericht, zu lohnen, zu verdammen.
Wir sind verdammt. Sei guten Muths,
  Zur Hölle nieder wandern wir zusammen.

Mit dir zufrieden, ohne Neid
  Laß ich die Engel hoch im Glanze strahlen!
Komm nur, mein Schatz! der Teufel ist
  So schwarz wohl nicht, als man ihn pflegt zu malen.

Edmondo de Amicis.

Sonette.

I.

Ein Besuch.

Vergebung, Herr, wenn ohne Complimente
Ich vor Sie trete, schlicht, im Reisekleide:
Zehn Jahre sind's und mehr, bei meinem Eide,
Daß ich gelechzt nach diesem Glücksmomente!

Entzückt von Ihrem herrlichen Talente . . .
Bei Gott, ich lüge nicht, der ich vermeide
Zu schmeicheln, und an Worten Mangel leide,
Zu sagen, was zu sagen ich mich sehnte!

Die Anmuth! Das Gefühl! Der Geist! wem glitten
Die Verse je vom Mund so leicht? Sie reihen
Sich jetzt an uns're Besten unbestritten!

Mag fort und fort Ihr Schaffen so gedeihen
Zum Ruhm des Vaterlands! — Dürft ich Sie bitten,
Gefälligst zwanzig Franken mir zu leihen?

II.

Ein Bewunderer.

1.

Weichend dem Drang, voll ängstlicher Bewegung,
Schreib' ich, wenn Sie es gütigst mir gestatten,
An Sie, bei dem Genie und Herz sich gatten;
Mir schwindelt fast — ich zitt're vor Erregung!

Anbei als Pfand der warmen Herzensregung,
Die ich mit Worten künde, allzumatten,
Liegt ein Sonett, betitelt: „Vico's Schatten":
Ich schließ es bei mit zager Ueberlegung.

Glückselig, wenn ich Ihren Beifall merke,
Bin ich — doch auch den Tadel nicht beklag' ich,
Nur daß Ihr Rath im Guten mich bestärke!

Dazu Ihr Bild — schon längst Verlangen trag' ich
Darnach — ein Stammbuchblatt — und Ihre Werke!
Nicht mehr für diesmal zu erbitten wag' ich!

2.

Drei Wochen lang hab' ich geharrt bis heute,
Mein Herr, aus Ihrer Hand auf eine Zeile:
Und endlich wird ein Ausspruch mir zu theile,
Von dem ich nicht recht weiß, was er bedeute?

Ein Blatt in Mailand, und verschied'ne Leute,
Als Kritiker bekannt auf manche Meile,
Erklärten, daß trotz Mangels letzter Feile,
Sie mein Sonett zu lesen sehr erfreute.

Wie kommt es nun, daß ich von Ihnen höre
So schnöden Spruch? Sollt' Ihren Blick umfloren
Ein wenig auch der Neid auf And'rer Ehre?

Nun, das sind Schwächen, die mit uns geboren!
Doch glauben Sie, daß ich recht gern entbehre
Das Lob der Ungeschliffnen und der Thoren!

III.

Aufmunterung.

Talent besitzt er, doch zu wenig milde,
Zu wenig reif; wenn er erst kennt das Leben,
Und größ're Sammlung, Tiefe sich gegeben,
Und er versteht das Menschenherz, das wilde,

Und ihm durch's Studium der Meistergilde
Gelungen, sein Geschmacksurtheil zu heben,
Und er's erreicht durch gründliches Bestreben,
Daß seinen Stil er echt italisch bilde,

Und er sodann, nach höher'm Ziel gerichtet,
In Prosa völlig ändert sein Gebahren,
Und auf gebund'ne Rede ganz verzichtet:

Dann, ja, wird er vielleicht nach zwanzig Jahren,
Nicht sag' ich Großes leisten, wenn er dichtet,
Jedoch am End' nicht allzu übel fahren!

IV.

Crescit eundo.

Ein groß Talent: so viel steht außer Frage!
Nur ist, mit schuldigem Respect zu sprechen,
(Am End' hat jeder Autor seine Schwächen)
Sein Stil nicht leicht genug, daß ich so sage.

Man spricht von Schwulst — nach oft gehörter Klage
Mag es auch an Correctheit ihm gebrechen:
Doch sonst ist jedes Lob ihm zuzusprechen!
Empfindung nur tritt nicht genug zu Tage!

Er ist voll Phantasie, gedankentüchtig;
Nur daß Geschmack ihm fehlt, und sein Geklimper
Klingt oft ein bischen matt, ein bischen flüchtig.

Zu Zeiten streift die Muse seine Wimper;
Doch daß er s t i e h l t ganz unverschämt, ist richtig:
Weiß nicht, ob er mehr Dieb ist — ob mehr Stümper!

V.

Bücherumlauf.

Von einem Bürschchen, das mein Buch erstanden,
Entlehnt' es sein Professor erst, sein alter,
Und ließ es gaukeln dann wie einen Falter
Bei sechs steinreichen Damen, ihm verwandten.

Die letzte lieh's an einen ihr bekannten
Büreau-Chef — stets als Freund von Büchern galt er! —
Im Amt die Runde vom Kanzleiverwalter
Macht's bis hinab zum jüngsten Praktikanten.

Der schickt' es, als er war damit zu Rande
Nach Syracus an sein geliebtes Klärchen:
Die nach Turin an einen Herrn von Stande.

„Sie Glückspilz!" sprach zu mir heut dieses Herrchen.
„Man reißt sich um Ihr Buch!" — (Die Gaunerbande!
Sie reißt sich — um ein einzig Exemplärchen!)

Aus Edmondo de Amicis' Buch von der Freundschaft.

I.

Die Freundinnen.

Ich gedenke der Regennächte meiner Soldatenzeit, wenn unser Regiment, müde und kothbespritzt, an einem Landhause vorbeikam, und wir dunkle Schattenrisse von Frauen, an's Fenster eines erleuchteten Saals gelehnt, erblickten: immer kam mir dabei jenes Wort Rousseau's in den Sinn, daß es ein Verlangen nach dem Weibe gebe, dem kein sinnlicher Gedanke beigemischt: das Verlangen nach einem eigenthümlichen, schwer zu definirenden Vergnügen, das wir in weiblicher Gesellschaft empfinden. Nach einem dreimonatlichen Leben im Felde waren wir sämmtlich unserer rauhen männlichen Freundschaft müde; wir empfanden das Bedürfniß einer in weichen Lauten, zarten Worten sich aus-

sprechenden Freundschaft. Wie gern hätten wir eine solche Frau, gleichviel ob alt oder jung, gebeten, eine Stunde bei ihr bleiben, sie reden hören, ihr tausend Dinge sagen zu dürfen, die wir seit drei Monaten keiner Menschenseele sagen konnten, Gedanken und Gefühle, die unter Männern nicht zum Ausdrucke kommen, weil der starke Cigarrendampf ihr feines Arom gar nicht aufkommen lassen würde. Selbst manche ältliche Bauersfrau von wohlwollendem Aussehen flößte uns ein solches Verlangen ein; mit Vergnügen weilten wir in ihrer ärmlichen, ungedielten Küche und hörten, auf einer Bank sitzend, ihren einförmigen Reden zu, in welchen ein lebhaftes Gefühl von Mitleid mit uns und Schauder vor dem Kriege sich kundgab. Es waren ungekünstelte Worte, Worte aus ungebildetem Munde, aber es waren Frauenlaute und Frauenworte, gedämpft wie von einer süßen Harmonie aus der Ferne, in welcher tausenderlei Klänge sich verwoben, von Wiegenliedern, die uns eingelullt, von Seufzern, die uns beim Scheiden begleiteten. Freilich sagte man sich auch unter Freunden, im Zelte, während das Lager in nächtlichem Schlummer lag, mitunter ein herzlich Wort: aber in den Geberden, mit welchen diese armen Frauen unsere durchnäßten Röcke am Feuer ausbreiteten, in dem Ton, in welchem sie sich nach unseren Familien erkundigten, lag etwas, das keiner von uns so hätte ausdrücken können, und das zu vernehmen uns doch Allen ein Bedürfniß war. Und dabei dachten wir an bestimmte Frauen in der Ferne,

die wir sonst unsere Freundinnen genannt, und dieser Name erregte jetzt in uns ein neues, süßes Gefühl, nicht weniger lebhaft, und doch ganz verschieden von dem, welches der Name „Geliebte“ in uns erweckte.

In frühester Jugend macht sich dies Bedürfniß nicht eigentlich geltend: es wird sofort erstickt oder gedeckt durch das der Liebe. Wer erinnert sich nicht an seine erste Freundin? Wir durften uns nicht lieben, weil wir beide gebunden waren: wir an ein leichtsinniges Mädchen, sie an einen herzlosen Mann (von fünfzehn Jahren); aber nachdem wir uns oft gesehen, dicht von Bäumen umgeben, und uns unsere Schmerzen geklagt, mußte es wohl zu einer Freundschaft zwischen uns kommen. Zur Liebe nicht — das wäre eine Schmach gewesen; wir sagten es uns beide, mit feierlichem Ernst. Aber wir waren Seelenfreunde, in dem Maße, daß wir nicht einen Augenblick beisammen sein konnten, ohne einander bei den Händen zu fassen und uns in die Augen zu sehen. Freilich, wir errötheten ein wenig, so oft wir einander unversehens begegneten; aber wir gewannen doch sogleich unsere Fassung wieder, und nahmen unsere ruhigen Gespräche wieder auf, als besonnene Freunde, welche wissen, wo sie der Schuh drückt, und Welterfahrung besitzen. Unsere Freundschaft

suchte die Einsamkeit und hatte eine Vorliebe für dicht-umlaubte Schattenplätze. Ach, wir waren geboren einander zu verstehen! Auch wenn sie einmal verheiratet wäre, und auch wir uns mit unserer Geliebten vermält hätten, würden wir doch immer gute Freunde bleiben; nicht wahr? Wir würden uns doch immer Alles vertrauen, wie jetzt, immer eins dem andern treulich so zur Seite stehen, ohne jeden Hintergedanken, wie Bruder und Schwester. Dabei glitt unsere unruhige Hand ihren zarten Arm unter dem Musselinärmel entlang; aber warum nicht? es war der Arm einer Freundin, und das Haupt, das einen Moment später sich auf ihre Schulter lehnte, war das Haupt eines Bruders. Und wenn wir eine Aufwallung in unserem Blute spürten, nun, so war es eine Aufwallung des Unmuths über die Treulosigkeit der Person, die wir „liebten", der Unwille einer edlen Freundschaft, wie sie die gemeinen Seelen nicht kennen — vor welchen gemeinen Seelen wir eine solche Angst hatten, daß wir beim leisesten Geräusch von Schritten auseinanderfuhren, weil, wie wir uns sagten, die Erhabenheit gewisser Regungen von der Welt nicht begriffen würde. Und wir wiederholten uns das, nachdem das Geräusch sich entfernt hatte, indem wir wechselseitig einander die Haare hinter die Ohren strichen, und uns zuschwuren, mit Augen, umschleiert vom reinsten Freundschaftsgefühle, daß, wie fern auch immer das Geschick uns auseinanderwürfe, doch immer eins zu dem andern,

wenn es ein Unglück träfe, eilen würde, um ihm zu helfen, es zu trösten, ihm den Kuß der Freundschaft auf die Stirne zu drücken, einen Kuß, wie den, welchen wir in diesem Augenblicke wechselten, und welcher gemach von der Stirn bis mitten auf den Mund heruntergleitt, was ja doch auch freundschaftlichen Küssen erlaubt sein mußte, wenn die Freundschaft wirklich eine herzliche und tiefe war . . .

Die ersten wirklichen Freundinnen hatten wir erst einige Jahre später, als wir zum ersten mal in der Fremde waren. Die Traurigkeit unserer einsamen Kammer, der Gedanke an unsere entfernte Mutter, die Melancholie, welche den ersten, lang ersehnten Freuden des Genusses unserer Freiheit folgt, führten uns oft zu alten Frauen, bei welchen wir eine Art Trost darin fanden, uns Rathschläge und Ermahnungen geben zu lassen, mit jenen Modulationen der Stimme, jenen bedächtigen Handbewegungen, wie sie fast allen Müttern eigen, und welche, so zu sagen, die Universalsprache der Mutterliebe sind. Und so faßten wir eine Zuneigung für diese Frauen. Wir brachten so manche stille Stunde an ihrer Seite zu, zufriedenen Herzens, in dem Salon, der uns an den unseres Elternhauses erinnerte, vor dem, von einer Schirmlampe erhellten Tischchen, das voll von denselben Kleinigkeiten lag, welche unsere

Mutter allabendlich unter den Händen hatte. Und zuweilen schwoll uns das Herz bei dem Gedanken an den großen Zwischenraum, mit welchem Festland oder Meereswogen uns trennten von jenem andern Gemache, in welchem vielleicht unsere treueste Freundin in diesem Momente arbeitete, mit den Gedanken bei uns weilend; und dann ergriffen wir die Hand der wackeren Frau, und baten sie, uns gut zu sein, und nannten sie Freundin, in einem Ton der Stimme, der sie rührte... Aber diese Freundschaften dauerten nur so lange, als das Familienheimweh in uns anhielt. Die neuen Freunde, die Liebe, die Freuden des Genusses unserer Freiheit gewannen bald ganz und gar die Oberhand über uns; da begannen wir seltener zu kommen, aus Mangel an innerem Antrieb; und später kamen wir noch seltener, aus Scham, daß wir nicht mehr dieselben waren, und schließlich ließen wir uns gar nicht mehr sehen, um dem Vorwurf der Undankbarkeit zu entgehen; und wir suchten diese Erinnerungen uns aus dem Sinne zu schlagen, um den Vorwurf im eigenen Innern los zu werden.

Für dieses Alter ist das Ideal eine junge und schöne Freundin. Wir haben in vielen Büchern gelesen, daß so etwas möglich ist: eine schöne Freundin, welcher wir alle unsere Geheimnisse und alle unsere Schmerzen

anvertrauen; schön, aber von einer Schönheit eigener Art, welche zum Herzen spricht, ohne die Sinne aufzuregen; eine Freundin, welche wir alle Tage sehen können, in aller Ruhe, allein mit ihr, viele Stunden lang; gut wie ein Engel; verständigen Sinnes und voll Sanftmuth, wenn wir eines Trostes bedürfen, und heiter wie ein Kind, wenn wir uns eben glücklich fühlen; ein anmuthiges, offenherziges, vorurtheilsloses, beherztes, beredtes Frauenwesen, das uns bis hinein in die innersten Tiefen des Herzens kennt, und hinwiederum uns seine innersten Gedanken enthüllt, wobei sie uns gestattet, ihre kleine Hand zu liebkosen, indem wir alle Adern, alle Gelenke und alle Grübchen derselben küssen, ohne den Faden ihrer Rede zu verlieren, welcher wir lauschen wie einer Musik, mit halbgeschlossenen Augen, und manchesmal im Sitzen mit den emporgezogenen Knien gegen eine Kante gestemmt; eine liebreiche Schwester, die wir manchen Tag zum Weinen bringen, manchen Tag auch erzürnen, die uns aber stets verzeiht, weil sie weiß, daß wir ihr mit ganzer Seele ergeben sind, und daß wir für ihre Ehre mit unserem Blute einstehen würden, und daß ihre Freundschaft unser Herz veredelt, unserem Leben eine höhere Weihe gibt. Wie viele solcher Freundinnen hat unsre Phantasie sich vorgezaubert! Hohe, blasse Frauen, mit großen Augen und klangvoller Stimme, die uns mannhaften Rath ertheilten; dann wieder herzenswarme und schwermüthige Frauchen, welche ihre Stirne an

4*

uns're Brust lehnten und weinten; reizende Brünetten, mit bizarren Launen, zum Zorne geneigt, die sich durch unsere Freundschaft allmälig zähmen und sänftigen ließen . . . Tausendmal riefen wir uns selbst mit ihrer Stimme zu: „Geliebter Freund!" „Bruderseele!" — und malten uns Spaziergänge mit ihnen im Walde aus, freudiges Wiedersehen nach langer Abwesenheit, Abschiedsscenen, so traurig, so edel, so poetisch, daß nicht einmal unsere „Geliebte", wenn wir eine solche besaßen, etwas dagegen hätte einwenden können . . . Verschmolzen wir doch, im Gegentheil, in unseren Gedanken jene Liebe und diese Freundschaft: jene eine feurige, gewaltige Melodie in unserm Leben, diese eine gedämpfte Begleitung, ein beständiges Violoncell-Tremolo von unendlicher Zartheit . . . .

Träume! Wenige Jahre später bemerkten wir's, daß wir geträumt. Die Welt bereitet dieser Freundschaft mehr Hindernisse als der Liebe, weil sie dieselbe für eine Pharisäerliebe hält, ohne Leidenschaft und ohne Muth; und sie täuscht sich darin selten. Liebt man ein Weib, so braucht man keine junge Freundin, und liebt man kein anderes Weib, so endet man damit, seine Freundin zu lieben. Es gibt keine Freundschaft ohne Sympathie; aber einer jugendfrischen und schönen Freundin gegenüber ist Sympathie nur die halberschlossene

Knospe der Liebe. Ein Philosoph wird sagen: es ist weder Leidenschaft, noch Freundschaft, es ist eine besondere Art von Zuneigung für sich. Nun ja, das ist sie die ganze Zeit über, welche die Leidenschaft zu ihrem Werden bedarf, eine Zeit, die nicht länger ist, als die, welche die Freundschaft braucht, um zur Vertraulichkeit zu werden. Ein Anderer sagt: es ist nicht Liebe, es ist ein weniger stürmisches Gefühl; es ist nicht Freundschaft, es ist ein zärtlicheres Gefühl. Spitzfindigkeiten! Sagen wir doch lieber gleich, es ist eine zärtliche, wiewohl nicht stürmische Liebe. Freilich dauert die Illusion der Freundschaft einige Zeit. Die Verwandlung geht allmälig vor sich. Der Blick, der eine Zeit lang nichts sucht als die Augen der Geliebten, beginnt nach und nach das Haupt nach sich zu ziehen und ihr zuzuneigen, hernach ihr Perlenschnüre um den Hals zu schlingen, dann sacht zwischen dem Ohrläppchen und dem Halbrund der Schulter auf und nieder zu gleiten, wie eine in der Zerstreuung sie liebkosende Hand, dann das Maß zu nehmen für hunderte und aberhunderte von seidenen Gürteln um ihre schlanke Leibesmitte. Von Tag zu Tag nimmt die Zerstreutheit zu, mit welcher wir die freundlich-klugen Reden anhören, die sie uns als gute Freundin hält, und von welchen uns anfangs kein Wort entging. Alle unsere Gedanken bewegen sich auf einer äußerst sanft geneigten Bahn abwärts, um schließlich in einem einzigen zu verschmelzen, der zuerst mit Entschlossenheit, dann matt abgewiesen wird, über dem

wir hernach brüten, an dem wir uns im Stillen ergötzen, während sie spricht, ein Genuß, den wir unter dem Scheine gespannter Aufmerksamkeit verbergen, ungefähr wie Knaben in der Schule thun, wenn sie verstohlen an Zuckerwerk saugen. Dann kommen jene lauen Abende, an welchen auch die hellste Stimme sich zu verschleiern, das festeste Haargelock zu erschlaffen scheint; es kommen die melancholischen Augenblicke, welche den Augen und den Geberden einen schmachtenden Ausdruck verleihen; die brüderlich- und schwesterlich-vertraulichen Mittheilungen, die man sich gleichsam in die Haare flüstert; die vom Geruch eines Veilchensträußchens in Verwirrung gebrachten Gespräche; die Begegnungen der unsicheren Hände auf einem Buche; das beständig unterdrückte und beständig wiederkehrende Bedürfniß, ein Band zu berühren, eine Falte zu glätten, die Fäden einer Franse zurecht zu streichen, die Löcher einer Tresse zu zählen, die Weichheit einer Haarflechte zwischen den Fingern zu prüfen . . . .

Doch nein — noch währt die Freundschaft; die Hochachtung kann sie lange in ihren Schranken erhalten. Es gibt Momente, wo sich über Sinn und Auge ein Schleier zieht, und die ganze Seele mit Ungestüm sich anschickt, dem triumphirenden Rufe der Natur zu folgen, — dem Rufe: Liebe! Greif zu! Genieße! —

Aber es gibt da auch unversehens uns treffende Blicke, welche eine so ruhige, liebenswürdige Zuversicht verrathen, und andere, welche einen so traurigen Verdacht, eine so strenge Mahnung in sich schließen, daß im ersten Moment, wenn wir ihnen begegnen, die Liebe in Bestürzung geräth und in aller Eile sich wieder hinter die Freundschaft zurückzieht. Die Natur wird durch Verrath siegen. Ach, den Tag, wenn Ihr hingeht, den Trost ihrer Worte zu suchen, mit einem tiefen Leid im Herzen, seid gewiß, daß an diesem Tage Eure Freundschaft von keinem aufrührerischen Gedanken getrübt sein wird. Ihr findet sie sanft und gut wie immer. Euer Schmerz wird ihren Augen schöne Thränen, ihren Lippen holde Worte entlocken. Was sie sagt, ihr wißt es nicht; genug, es ist ein Frauenherz, das wie mit einem Liede Euer Weh in Schlummer singt. Sie zieht Euch alle die scharfen Spitzen, die man Euch in's Herz gebohrt, heraus, eine nach der andern, mit der Geduld und Sanftmuth einer Mutter, welche Glassplitter aus der Hand des davon verwundeten Kindes zieht. Schon seid Ihr getröstet im Innersten; aber noch widersteht Eure stolze Manneswürde in ihrem Schmerze; sie jedoch überwindet alle Eure Widerstandsversuche, einen nach dem andern, mit Zureden und Bitten, mit einer Stimme, welche allmälig Eure sämmtlichen heiteren Gedanken in den Schlupfwinkeln, in welche sie sich zurückgezogen, erweckt und hervorlockt. Und je mehr Herzlichkeit sie verschwendet, desto reichlicher scheint sie ihr aus den

Augen und von den Lippen zu strömen, in blauen Strahlen und in goldenen, warmen, geruhigen Wellen, die Euch umwallen und umkosen wie mit hundert mitleidigen Händen. Ach, so besteht sie doch, diese göttliche Freundschaft! Ein Gefühl unermeßlicher Dankbarkeit überfluthet Euer Herz; ihr möchtet Euch ihr zu Füßen werfen; Ihr sagt es ihr, indem Ihr Eure Hände über der ihrigen faltet, und mit einer von Zärtlichkeit erstickten Stimme; es ist eine Seele, schön und mild wie die Sonne, immer werdet Ihr ihr Freund, ihr Bruder, ihr Sclave sein; Euer Blut möchtet Ihr für sie hingeben, Euer Leben, Euer .... und siehe da, der Laut eines Kusses ist erklungen, hell wie ein Klang aus der Kehle der Nachtigall, unauslöschlich wie ein Schicksalsspruch ...

Und dann? ... Ja dann ereignet sich Folgendes. Entweder wird der Nachtigallklang nicht verziehen und Alles ist zu Ende; oder er wird mehr als verziehen und die Freundschaft verwandelt sich in etwas Anderes; oder er wird verziehen nach vorausgegangenem Ungewitter, unter der Bedingung, daß er sich nicht wiederhole .... Und dann lebt wohl die Freundschaft fort, wie sie eben kann, mit dem Nachklang jenes Kusses im Ohr. Aber sie bleibt krank an unheilbarem Fieber.

Die Welt ist voll von solchen Freundschaften zu 120 Pulsschlägen in der Minute. Ein wenig Nachsicht von der einen, ein wenig Klugheit von der andern Seite erhalten sie eine Weile am Leben. Es ist eine durchsichtige Freundschaft und dient als Deckmantel einer Liebe mit gebundenen Armen; eine sinnliche und heuchlerische, immer begehrliche und aufgeregte Freundschaft, welche von aufgelesenen, in der Zerstreuung fallen gelassenen Brotkrumen der Liebe lebt, die Freundin mit Augen hütet, die aus ihren Höhlen zu treten scheinen, und welche beständig ihre Leibesformen wie zur Probe mit enganschließenden Phantasiegewanden umkleiden; eine Freundschaft mit tastenden und nagenden Blicken, welche die Lust in den Worten, im Lächeln, in den Geberden, in den Düften sucht; heute flehend, morgen trotzig, oft unwirsch wie ein Nervenkranker; durchkreuzt von Anschlägen roher Gewaltthätigkeit, welchen eine Reue voll Trübsinn und dumpfer Ergebung folgt, um bald wieder einem zügellosen Aufruhr der Phantasie Platz zu machen; eine Freundschaft, die von Zeit zu Zeit stürmische Regungen eines edlen Affects und Ergießungen schöner Beredsamkeit hat, welche Regungen und Ergießungen aber nichts anderes sind, als ein Ueberquellen des in seinem Laufe gehemmten, von seinem Ziele abgelenkten Verlangens; poetische Täuschungen der Sinne, rhetorische Declamationen des überreizten und gepeinigten Fleisches; eine Art von Tantalusqual, eine Lächerlichkeit, wild und raffinirt zugleich, ein

thörichtes und peinliches Spiel, das fast immer in einer grimmigen Feindschaft endet.

Gut; aber ich wage zu behaupten, daß die Freundschaft eine leichtere Sache sein wird, wenn die Freundin zwar jung, aber ganz und gar nicht schön ist. Gewiß! Aber . . . »aguardate« heißt es in der spanischen Komödie, »grande es la fuerza de la mujer«. Jedes Weib trägt in sich zehn verschiedene Frauengestalten, die eine nach der andern hervortreten, in großen Zwischenzeiten, und manchmal ist es die zehnte, welche die Freundschaft blendet und irreführt. Mit jedem Tage zieht sich, unmerklich langsam, der Mund der guten und herzlichen Freundin etwas zusammen, das Oval des Gesichts zeichnet sich reiner, gewisse harte Umrisse der Schultern werden weicher, gewisse Haltungen gewinnen Anmuth, einen unbestimmten Hauch von Grazie, den Ihr an ihr nicht früher bemerkt zu haben Euch wundert, den ihr auch am folgenden Tage nicht mehr findet, den Ihr aber binnen einigen Tagen neuerdings, und jetzt dauernd gewahr werdet. Aus jeder Eurer langen, heiteren und herzlichen Unterredungen geht die Freundin ein ganz klein wenig verwandelt für Euren Blick hervor, wie von innen heraus umgemodelt und mit dem Colorit ihrer Empfindungen überhaucht. Es gibt von der

Natur übel behandelte Nasen, die Jahre brauchen zu ihrer Correctur, die aber schließlich sich doch zurecht richten und einen feineren Schliff erhalten. Gewisse Anfälle von Zärtlichkeit bringen die Wirkung des Fingerdrucks eines Künstlers auf der Farbenskizze hervor, welcher mit einem Schlage ein unangenehmes Kinn in ein gefälliges verwandelt. Irgend ein kluger und artiger Gedanke, den die Freundin zu äußern pflegt, macht uns zuletzt den Eindruck, als sähen wir denselben ihr in's Gesicht geprägt, wie ein reizendes Schminkpflästerchen, das ihr Lächeln verschönert. In manchen Fällen bleibt ihr Gesicht wie es ist, und es ist nur das Auge, das sich verwandelt, das weit, tief, dunkel, sanft, machtvoll wird, dergestalt, daß man von ihrer ganzen Person sonst nichts mehr sieht; oder es ist die Stimme, die nach einem Jahre der Freundschaft einen wunderbaren Schmelz angenommen zu haben scheint, neue Töne jeder Art, eine geheimnißvolle Klangfarbe, voll geheimer Liebkosungen und verwirrter Versprechungen, nach welchen Ihr aufmerksam hinhorcht, verwundert und gedankenvoll, ohne auf das Gespräch zu achten. Und dann — eines schönen Tages — sucht Ihr die Freundin, und sie ist nicht mehr da: es ist ein anderes Weib — das W e i b. — Ihr ruft die Freundschaft an, und es springt Euch der lockige, schreckliche Knabe entgegen, der seit einem Jahre versteckt hinter Eurer Schulter gelauert.

II.

Das letzte Lebewohl.

Langsam bewegte sich der Leichenwagen bei kaltem Regen auf einer Seite der stattlichen Straße und sein düsteres Spiegelbild lief über die Glasfenster der Kaufläden hin, die voll reizender Dinge in den heitersten Farben prangten, wie zuweilen das Bild des Todes mitten durch unsere weltlichsten und fröhlichsten Gedanken läuft. Zwei lange Reihen von Freunden und Bekannten gingen hinter dem Wagen her, unter zwei Reihen triefend-nasser Regenschirme, ihren Weg in Schlangenlinien verfolgend, um den Wasserlachen und den Wagen auszuweichen, so daß sie aussahen wie der lebendige und zuckende Schweif des schwarzen Ungethüms, das mit seinen hundert Flammenaugen und mit einem Leichnam in seinem Bauche dahinzog. Es war früher Morgen. Man sah unter den Freunden nur schläfrige Gesichter, aber mit jenem gequälten, großstädtischen Ausdruck, der auch in der Verschlafenheit nach frühem Aufstehen schon den unruhigen Gedanken der Tagessorgen und die Verdrießlichkeit von Leuten, deren Tagesordnung gestört worden, durchblicken läßt. Nur Wenige sprachen. Manche hatten unsern guten Freund nur dem

Namen nach und vom Sehen gekannt, und waren gekommen, nicht dem Menschen, sondern dem Collegen die letzte Ehre zu erweisen, und nicht sowohl dem Künstler, als der Kunst ihre Achtung zu bezeigen. Es gab auch welche darunter, welche dem Lebenden stets, vielleicht aus ehrlicher Ueberzeugung, alles Talent abgesprochen, ihm auch auf alle mögliche Weise Steine in den Weg zu werfen gesucht, und die gerade nur gekommen, um durch ihr persönliches Erscheinen der Durchhechelung vorzubeugen, welche bei solchen Gelegenheiten die wärmsten Freunde des Verstorbenen an den Gegnern desselben zu üben pflegen. Einige gehörten auch der Zahl jener raffinirten Lebenskünstler an, welche bei keinem Leichenbegängnisse fehlen und sich mit Vergnügen zu Ceremonienmeistern des Todes machen, weil sie wissen, daß man sich seine abendlichen Unterhaltungen nicht besser würzen und beleben kann, als indem man des Morgens einen Act der Pietät vollzieht und einer Trauerscene mitanwohnt. Es fehlte übrigens auch nicht ganz an Solchen, welche durch einen Antrieb des Herzens zu kommen veranlaßt waren.

Ladendiener blickten mit gelangweilten Gesichtern, unter den Thüren stehend, auf den Leichenzug; hie und da wurde hinter den Kristallscheiben eine nähende Putzmacherin sichtbar, welche, die Nadel in der gehobenen Hand, gedankenlos hinausstarrte. Viele Leute gingen in Eile vorüber; und zwischen den hinjagenden Karossen, inmitten des Getümmels der vielbeschäftigten Stadt,

erschien der arme schwarze Karren so unbeachtet, so sich selbst überlassen, daß es zum Erbarmen war. Es war eben dies die Straße, durch welche unser Freund täglich zu gehen pflegte. Immer hatte ich sein Bild vor Augen, wenn wir an Orten vorüberkamen, wo er sich aufzuhalten pflegte: an der Ecke des Postgebäudes, vor dem Theater, dann weiter oben in der Straße vor dem Buchladen, unter dem Thore der Akademie, in der Nähe des Kiosk der Zeitungen; und es schien mir, als ob diese mir vorschwebenden heiteren Bilder seiner Persönlichkeit eine nach der andern sich entsetzt abwendeten vom Leichenzuge. Für einen Augenblick hob bei einer Wendung der Straße der schwarze Trauerhut des Kutschers sich von einem gelben Theaterzettel ab, auf welchem in ellenlangen Buchstaben »Mefistofele« zu lesen stand: der Titel jener Oper, welche zu hören der Verstorbene ein Jahr vorher nach Bologna gegangen war, und deren Motive er beim Malen vor sich hin zu trällern pflegte. Eine Strecke weiter wurde der Zug für einige Augenblicke von einer Compagnie Bersaglieri aufgehalten, welche die Straße laufend passirten, mit regendurchtränkten Federbüschen, und mit den Flinten unter den Mänteln, lachend, wie Gassenjungen, unter dem Regenguß, der ihnen schräg in's Gesicht schlug. Dann bog man in eine Seitengasse ein, wo der Leichenwagen rascher fuhr, geräuschvoll auf dem ungleichen Pflaster dahinhumpelnd, und bald darauf gelangte man aus der Stadt hinaus. Das freie Feld war von einem

grauen, trübseligen Nebel umschleiert, und der Weg sehr kothig. Der größere Theil der Freunde hatte sich in die Wagen geworfen, und nun endlich vollends ermuntert, knüpften sie laute Gespräche unter einander an. Die Uebrigen, die Fußgänger, bewegten sich hüpfend zwischen den Pfützen, kothbespritzt und verdrießlich, die Gesichter erhitzt und feucht von Schweiß. Und so bildete das Trauergefolge einen langen, ordnungslosen Zug, oft unterbrochen auf der unbequemen, von großen und kleinen Fuhrwerken versperrten Straße, welche Fuhrwerke uns einen Moment zu halten zwangen, angesichts eines Brückenbogens, über welchen ein Eisenbahnzug, mit hundert Gesichtern an den Wagenfenstern, hinwegbrauste.

Nun gelangten wir an den Eingang des Friedhofs und begaben uns in die Kapelle. Der Sarg wurde in die Mitte gestellt, wir drängten uns im Hintergrunde zusammen. Ein Mann machte sich an ein Spinett, vier Chorsänger traten an seine Seite und die Todtenmesse begann. Die Kapelle war einem Grabe ähnlich: kahl und feucht, erhellt von einem hohen Fenster, durch welches das Licht äußerst düster einfiel; der Regen schlug stark gegen die Scheiben, mit einem gleichmäßigen, dumpfen Geräusche. Auch die Kerzen auf dem Altare, welche brannten ohne zu leuchten, machten den Ort nur noch düsterer, als wollten sie zeigen, kein Licht könne dies Dunkel bewältigen, mit welchem gleichsam schon die Todesnacht begann. Unter der engen Wölbung ver-

einigten sich die Psalmodien der Priester, die Chorgesänge, die Klänge des Spinetts zu einem betäubenden Lärm, der die Mauern erbeben machte. Und hier, wie überall in der Welt, waren die Gleichgültigsten die Lautesten. Aber je heller die Gebete erklangen, je mehr die Sänger in Eifer geriethen, und je mehr Leben in das Instrument kam, desto mehr trat die tiefe Taubheit, die hartnäckige Stummheit und kalte Fühllosigkeit der langen schwarzen Sargtruhe zu Tage, welcher eigentlich dieser ganze Lärmen galt: da stand sie, nur einen Schritt von uns entfernt, und schien doch zugleich all' Dem, was sie umgab, unendlich entrückt. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von den großen, starren Linien dieser schauerlichen Schlummerstätte, die sich über dem Schlafenden schließt und auf die kein Tagesstrahl mehr fällt; meine Phantasie versenkte sich in's Innere derselben und schaute das abgezehrte, todesbleiche Gesicht, das in einer Geberde übernatürlichen Staunens erstarrt schien, und den langen, hagern, fahlen Leib mit den skeletartigen Händen und Füßen, und entsetzt schauderte ich zurück vor diesem Anblick, um mich doch bald darauf von Neuem dabei zu überraschen, wie ich, über diese Truhe gebeugt, mit einem Zipfel des schwarzen Tuches in der Hand, dem grausigen Geheimniß nachzuforschen versuchte — bewegt von Mitleid, zurückgehalten vom Schauder, gefoltert von einer vorwitzigen und ängstlichen Neugier, die ich keinem Menschen zu gestehen würde gewagt haben. Da drinnen also lag er eingenagelt,

wie erstickt, der schöne junge Mann, den ich so oft hatte hinstürmen und hintanzen gesehen wie ein Kind, im Wonnegefühl seiner Jugend, seines Wohlseins, seines Talents, und mit der Aussicht, noch ein Vierteljahrhundert ungeschwächt der Kunst, der Liebe, den Freunden widmen zu können! Er war so gutmüthig von Natur und hatte so viel Gewinnendes in seiner studentenhaften Lustigkeit! Er hatte eine ganz eigenthümliche Art, die schnurrigsten Dinge zu erzählen, ohne zu lachen, in gedämpftem Ton und mit einsilbigen Ausdrücken, mehr mit Geberden als Worten sprechend, mit einer gewissen raschen, abgezirkelten Geste, mit welcher er beständig kleine Quadrate vor sich hin in die Luft zu zeichnen und die Diagonalen derselben kreuzweise zu ziehen schien, und man konnte dabei manchmal nicht umhin, seine Hand aufzufangen und sie zu drücken, so sympathisch war er, wenn er einem mit dieser seiner seltsamen Mimik ein Lächeln der Heiterkeit und der Zuneigung so recht vom Herzensgrunde herauf entlockte. Noch sehe ich ihn, wie er auf der Akropolis zu Athen ein langes Schweigen der Bewunderung auf einmal unterbrach, indem er mit eiligen Schritten, wie ein Sänger auf der Bühne, gegen die Schutzwehr vortrat und eine Arie aus den »Briganti« anstimmte; und wie er in der Via Toledo zu Neapel, voll fröhlichen Muthwillens, heimlich seine Visitkarten in die Kapuzen der Mönche steckte, die vor ihm hergingen. Und so ein Kind in allen Dingen, schien er, wenn er von der Kunst sprach,

so verwandelt, daß man ihn kaum wieder erkannte; da richtete er im Nu zum reifen Manne sich auf, mit Hartnäckigkeit seine Ideen erörternd, aufbrausend, beredt, voll strenger Logik, keinen Scherz duldend, leidenschaftlich wie ein Liebender. Und je mehr er seine Lebenskraft abnehmen fühlte, desto feuriger entbrannte sein Arbeitseifer. Zuletzt hatte er sich in den Orient verliebt; jeden Tag entwarf er den Plan eines neuen Gemäldes; hundert Skizzen von Türkinnen, von türkischen Prachtgondeln, von Serailgemächern hatte er auf die Leinwand geworfen und besprach sich darüber in heißer Erregung mit seinen Freunden, wobei er immer in Blick und Geberden einen ungewohnten Ausdruck zeigte, als ob er vor sich einen weiten, leuchtenden Horizont erblickte . . . Armer Jüngling! Mitten im Dunkel der düsteren Kapelle glaubte ich nun jene weißen und glänzenden Paschas, jene in Blau und Purpur gekleideten Frauen, all' die unvollendet gebliebenen Geschöpfe seiner Phantasie um seinen Sarg versammelt zu sehen, als ob sie auf sein Wiedererwachen warteten, und ein schmerzvolles Mitleid bemächtigte sich meiner, als sähe ich Spielzeug gehäuft um die Wiege eines todten Kindes.

Nun that eine Thür sich auf und zwei Leichendiener trugen einen andern, mit einem abgenützten moderigen Tuche bedeckten Sarg herein, welcher, während man ihn auf den Boden niedersetzte, ein Krachen vernehmen ließ, als ob er aus den Fugen

gegangen wäre. Er war kurz und schmal, und umschloß vielleicht eine arme, im Hospital verstorbene Greisin, oder ein verwaistes, im Elend umgekommenes Kind. Ein Priester näherte sich demselben, sprach ein Gebet darüber und ließ ihn dann mit Gott seine Wege ziehen.

Hierauf nahm er seine priesterliche Verrichtung mit den Andern wieder auf: die Kapelle erscholl neuerdings von Gesängen und von Klängen der Instrumente, begleitet vom Rauschen des Regens. Von den Freunden sahen Einige verstohlen auf die Uhr; zwei derselben lasen, gedeckt vom Rücken eines Chorsängers, in einem zusammengefalteten Zeitungsblatt. Mein Nachbar erzählte mir mit leiser Stimme von den letzten Stunden des Verstorbenen, dem er bis zu seinem Tode Beistand geleistet hatte, in einer Herberge zu Nizza. Zwei Monate vorher war ich selbst noch in einer Straße Turins mit ihm zusammengetroffen, hatte ihn schon sehr abgemagert und fast athemlos, aber noch heiter lächelnd gefunden. Ich begab mich eben zu einer Tischgesellschaft von Freunden. „Unterhalte dich gut!" sagte er mit einem weichen Accent, und sah mir dabei tief in die Augen, mit einem Blick, in welchem sich unter einem liebreichen Lächeln die unendliche Wehmuth eines Menschen verrieth, der sein Ende nahe fühlte, und der auf alle Vergnügungen, auf alle Hoffnungen des Lebens verzichtet hatte. Von da an war es mit ihm reißend abwärts gegangen. Angekommen zu Nizza, war er

sich sofort darüber klar, daß er seine Heimat nicht mehr lebend erreichen würde. Aber als ein Mensch von kindlichem Sinn und voll Liebe für Welt und Leben, wie er war, gab er kein Zeichen von Schwäche. Wenn er weinte, so that er es im Geheimen; Niemand sah jemals eine Thräne in seinem Auge. Einem Diener, der ihm einmal eine gewisse Vorsicht anempfahl, antwortete er scheltend: „Mensch, hältst du mich etwa für einen Schwindsüchtigen?" und blies ihm den Rauch seiner Cigarre in's Gesicht. Je mehr sein Lebensrest auf die Neige ging, desto herzlicher und liebenswürdiger wurde sein Benehmen; er hatte ein fast beständiges, höchst anmuthiges Lächeln auf seinen Lippen, das einen bezauberte und einem zugleich das Herz zusammenpreßte. In der letzten Nacht hatte er sich besser befunden und war eingeschlafen; aber gegen ein Uhr hatte er sich plötzlich erhoben und geklagt, er fühle sich übel. „Diesmal wird es ernst!" sagte er — und er sprach die Worte in seinem heimischen Dialect, mit einem Lächeln. Dann suchte er die Hand des Freundes, ließ den Kopf mit geschlossenen Augen rückwärts sinken, und entschlief ruhig, als ein so gutes Menschenkind, wie er im Leben gewesen. . . Jetzt erinnerte ich mich eines Abends, da ich mit ihm Schach spielte und verlor, und gereizt von seinem Lächeln über meinen Verdruß, ihm ein scharfes, derbes Wort in's Gesicht geschleudert hatte, worauf er ganz traurig wurde und kein Wort erwiderte. Die Erinnerung war mir peinlich und ich suchte sie zu ver-

bannen; dafür fielen mir gewisse dogmatische Behauptungen aus seinem Munde über die Malerei wieder ein, in welchen eine Verachtung meiner Unerfahrenheit in Kunstsachen durchklang, und welche mich beleidigten. Unwillkürlich verloren in diese Gedanken, besann ich mich auf Gegengründe und Witzworte, mit welchen ich ihm den Mund hätte stopfen können. Ich wiederholte mir dieselben mit einem gewissen bitteren Behagen, uneingedenk des Ortes, wo ich mich befand, und dessen, was ich vor mir hatte. Plötzlich aber fiel mein Blick wieder auf den Sarg, und ich schämte mich der Verirrung meiner Gedanken. Ich stellte mir vor, wie auch ich eines Tages so daliegen würde, im Sarge, und bei dem Gedanken, daß auch dann die Freunde auf die Uhr sehen, verstohlen ein Zeitungsblatt lesen und für einen Moment sich in einstige feindselige Stimmungen gegen mich zurückversetzen würden, fühlte ich mit mir selbst ein unendliches Mitleid, das mich Trost zu suchen zwang in der Vorstellung meiner Familie, der wenigen Wesen, welche verzweiflungsvoll in meiner verödeten Kammer schluchzen würden, und diese Vorstellung preßte mir Thränen aus, als eine plötzliche Stille mich aus meinen Träumereien riß. Die Gesänge waren verstummt, und der Sarg von vier Armen neuerdings emporgehoben, trat seine letzte Wanderung an.

Wir betraten den vorderen Bezirk des Friedhofs durch einen Baumgang von ungeheuren Cypressen, welcher zwischen zwei weiten, von weißen, regen-

triefenden Kreuzen bedeckten Gefilden sich hinzog. Ach, dieser große unterirdische Schlummerort, diese hier im Verborgenen sich drängende Menge, diese Stille, in welcher man ein unbestimmtes, unendliches Echo herzzerreißender Ausrufe, feierlicher, verzweiflungsvoller Abschiedsküsse und Abschiedsworte zu vernehmen glaubt, diese Einsamkeit, in welcher tausend ferne und verwirrte Bilder auftauchen von nächtlichen Todeskämpfen, verödeten Behausungen, zerstreuten Familien, verlornen Gütern, zerrissenen Liebesbündnissen, verlassenen, in der Irre schweifenden Kindern, von ergrauten Häuptern und von ineinander verschlungenen Händen — wie beflügelt dieser Ort unsere Gedanken immer nach dem eigenen Heim, wie legt er es uns nahe, mit ängstlicher Zärtlichkeit die Geschöpfe an's Herz zu drücken, an welchen unser ganzes Leben hängt! Der Sarg schien vor uns her zu fliehen, wir folgten fast im Laufschritte, zur Rechten und zur Linken schienen die Kreuze zu Tausenden aus dem Boden zu wachsen und uns entgegenzueilen, wie um nach dem Namen des neuen Ankömmlings zu fragen. Nun gelangten wir unter eine Säulenhalle und bogen ein in einen weiten Corridor, und von da, beim Scheine der brennenden Fackeln, über eine breite Treppe abwärts in eine kühle hallende Wölbung. Ich hätte meinen Freund lieber auf dem weiten, offnen Gefilde draußen, inmitten des Waldes weißer Kreuze, begraben gesehen, als zwischen diesen colossalen, düsteren Mauern, in diesem ungeheuren Speicher voll ein-

gemauerter Leichname. O Himmel! muß denn so auch im Tode noch die Stadt über uns lasten? muß sie auch die Entseelten noch gedrängt über einander häufen, Luft und Licht uns streitig machen? Nur gezwungen folgte ich den Freunden hinab, und mit einer Regung von Sehnsucht dachte ich an die schönen, einsamen Grabhügel, überwuchert von wildem Baum- und Pflanzenwuchs, gepeischt von Stürmen und von Meereswellen, angesichts der Unendlichkeit, und es verschlug mir den Athem, als man den Sarg niedersetzte, zwischen zwei von steinernen Tafeln bedeckten Mauern, einem finstern, unheimlichen Gange.

Eine tiefe Nische war in einer der Mauern auf halber Höhe derselben angebracht: die Priester ließen sich auf die Kniee nieder, die Fackeln bildeten einen Kreis um sie, die Gesänge und Gebete begannen von Neuem: wir standen in der Runde umher. Ein seltsamer, finst'rer Gedanke kam mir in diesem Augenblicke. Dieser unterirdische Gang gemahnte mich an das Innere eines Schiffs, und die schwarzen Höhlungen zu beiden Seiten erweckten in mir die Vorstellung von den Cabinen des Fahrzeugs, auf welchem wir unsere schöne Orientreise zusammen gemacht hatten, und ein Gefühl der Wehmuth ergriff mich jetzt auf einmal bei dem Gedanken an den grausigen Contrast zwischen jenem Fahrzeug voll schöner Frauenwesen des Inselmeeres, das, widerhallend von Liedern und von fröhlichem Lachen, in fliegender Eile den lachendsten Küsten der Welt ent-

gegenzog — und diesem andern, ungeschlachten und stummen, von regungslosen Pilgern vollgedrängten Fahrzeug, das Alle aufnimmt und Keinen zurückgibt, das gar niemals abfährt, von dem man nicht weiß, wohin es bestimmt ist, das auf den geheimnißvollen Wink des unsichtbaren Capitäns eines Gespensterschwarms zu warten scheint. Welch' ein Unterschied zwischen dieser schauerlichen steinernen Cabine und jener andern, aus welcher er mich wenige Monate vorher, in der letzten Reisenacht, mit einem Regen von beißenden Witzworten, schnurrigen Anekdoten, Verscitaten aus Porta und heiteren Episoden seines Pariser Lebens überschüttete! Armer Freund! könntest du doch auch aus dieser Höhlung, wie aus jener andern, erwachend mit hellem Jubelruf ein neues, lachendes, unendliches Morgenland begrüßen! — Inzwischen wurden die Stimmen schwächer, die Gebete gingen zu Ende. Ach, obgleich es für ihn keine Einsamkeit mehr gab — der Gedanke, daß er nun bald so ganz allein dahier zurückbleiben würde, machte mich schaudern. War dieser arme Leichnam doch auch ein Stück von seinem Ich! Ihn für immer von Allen verlassen zu sehen, war mir so viel, als ihn ein zweitesmal sterben zu sehen. In einen bodenlosen Abgrund schien mir diese Todtentruhe geschleudert, innerhalb dessen sie durch alle Jahrtausende hindurch so fallen, fallen, fallen müßte! — Das letzte Amen erstarb wie ein Seufzerhauch — ein tiefes Stillschweigen folgte — der Sarg wurde gegen die Nische

emporgehoben . . . Fahr' wohl, fahr' wohl, mein lieber, armer Freund! Verzeih' mir alle herben Worte, die ich zu dir sprach, verzeih' mir alle Versäumnisse, verzeih' mir, daß ich dir nicht genug Liebe erwiesen! Nie, nie werde ich dich vergessen; oft werde ich mit dem Gedanken, dich wiederzusehen, hieherkommen und mein Haupt an das deinige schmiegen, um dir ins Ohr zu sagen, daß deine Freunde sich deiner erinnern, dich betrauern und noch immer dich lieben! Fahr' wohl! fahr' wohl! fahr' wohl!

Der Sarg verschwand in der Vertiefung . . .

Und jetzt wandten Alle sich um und gingen eilig von dannen, so daß sämmtliche Gänge und Treppen von kräftigen Schritten und wirren Stimmen widerhallten. Und wenige Augenblicke nachher war der ganze Friedhof leer, die Reihen der Wagen eilten unter lebhaftem Peitschengeknall der Stadt zu, während die Sonne mit plötzlicher Helle aus den Regenwolken hervorbrach.

Alle waren froh, den blauen Himmel wiederzusehen und das offene Feld, und sich kopfüber wieder in das Leben zu stürzen. Man grüßte sich mit Handgeberden aus den Wagenfenstern, und erinnerte sich wechselseitig an früher vereinbarte Zusammenkünfte: „Abends also — um sieben Uhr!“ — „Binnen einer Stunde auf der Post!“ — „Morgen früh im Atelier!“ — Der Gedanke an das Frühstück erhellte alle Gesichter. Die Fiaker trieben die Pferde an, als ob es ein Wett-

rennen gälte. Der Freund, der mir zur Seite saß, ein schöner Mann von fünfundvierzig Jahren, setzte uns seine regelmäßige und hygienische Lebensweise auseinander, und versicherte uns, er befinde sich viel besser mit fünfundvierzig, als er sich mit zwanzig Jahren befunden. Die beiden andern Wagengenossen zündeten mit einem behaglichen Lächeln ihre Cigarren an. Alle fühlten sich glücklich, noch am Leben zu sein. Sie hätten offenbar sich am liebsten auf die Brust geschlagen und eine Baßtonleiter zum Besten gegeben, um ihre kräftige Constitution zu beweisen. Mir selbst erging es nicht anders; aber ich konnte einen Gedanken nicht loswerden: ich erwog, daß man auch für einen Jeden von uns, einen nach dem andern, einmal diese selbe Wagenfahrt halten, diese selben Gespräche führen, und mit diesem selben Behagen die Cigarren anzünden würde und ich fragte mich, wer wohl der Nächste daran sein werde, und ob man für diesen Nächsten nicht etwa schon heute die vier Chorsänger anweisen könnte, sich bereit zu halten? — Auch dies bedachte ich: Mein nächster Nachbar stirbt vielleicht an einer Hypertrophie des Herzens, mein Freund gegenüber am Bersten einer Pulsadergeschwulst, dieser da an einer Entzündung des Rippenfells, jener an einem Gehirnblutschlag, jener Andere da unten am Magenkrebs — binnen zwanzig, binnen drei, binnen zehn Jahren — binnen zehn Monaten — alle früher als sie glauben und hoffen. Und es war mir wirklich, als sehe ich hinter einem

Jeden sich duckend, wie ein Gespenst, das tödtliche Uebel, das ihn erwartete; und so lebhaft wirkte meine Phantasie, daß für einige Momente jene Munterkeit um mich her mir wie die Ausgelassenheit von Verrückten erschien, und eine Art von Mitleid erfaßte mich, wie man es empfinden würde, wenn man einer festlichen Unterhaltung in einem Hospitale beiwohnen müßte. In diese Betrachtungen blieb ich versenkt, bis wir auf dem Platze anlangten, wo wir uns trennten, und von wo ein Jeder allein den Weg nach seiner Behausung einschlug — Jeder umklammert von seinem, ihm auf dem Rücken kauernden Unhold . . .

Salvatore Farina.

Intermezzo.

Sie waren beim Dessert und erwarteten den Kaffee. Nachdem die junge Frau zehnerlei Themen mit einer hingeworfenen Phrase angeschlagen, nur um unvermerkt auszuspüren, in welchem Fahrwasser sich die Gedanken ihres Mannes eben befänden, schnitt sie eine kleine Grimasse und blieb stumm. Er aber, der, als sie sprach, immer ein einsilbiges Wort zurückgegeben, bemerkte es gar nicht, daß sie jetzt vorsätzlich zu schweigen begonnen, und setzte seinen einsamen Gedankenausflug fort.

Derselbe währte nicht allzulange.

Sie (Frau Ermenegilda nämlich) begriff bald, daß sie zu einem heroischen Mittel greifen mußte, und brach noch einmal das Stillschweigen.

„Habe ich Dir schon erzählt, was mir diesen Morgen begegnet?"

„Nein. Was ist Dir denn begegnet?"

„Es war auf dem Corso . . . ich kam aus dem Laden der Handschuhmacherin; nein, aus dem Laden des . . . warte . . . "

Der Gatte (Herr Ermenegildo nämlich) rührte auf diese Bitte, zu warten, sich in der That nicht — seine Gedanken waren noch in der Ferne. — Er wartete ein wenig, Ermenegilda sagte kein Wort.

Da machte der Arme eine heroische Anstrengung, sendete seinen Gedanken noch einen melancholischen Abschiedsblick nach, und sagte, der Gattin seine Augen gleichsam in's Gesicht pflanzend:

„Also Du kamst aus dem Laden der Handschuhmacherin. — Und dann?"

Ermenegilda machte eine bescheidene Triumphgeberde und erwiderte lächelnd:

„Du warst ja eben auf der Reise nach einem unbekannten Lande; ich glaube, Du warst darauf aus, die Nilquellen zu entdecken" . . .

„Bitte, die sind schon entdeckt" — unterbrach sie Ermenegildo lachend.

„Wirklich? das habe ich gar nicht bemerkt!" sagte die junge Frau mit reizender Naivetät. — „Du warst also abwesend, reistest mit Eilzügen, und ich fürchtete, Dich eine gute Weile nicht wiederzusehen . . . . als mir die schöne Idee kam, in den Laden meiner Handschuh-

macherin einzutreten; beim Herausgehen seh' ich, daß Du da bist, heimgekehrt mit dem Blitzeilzug. Du hast doch eine angenehme Reise gehabt?"

„Danke!" sagte der Gatte, indem er vom Sitze aufstand und um den schmalen Tisch herumging, um einen Kuß auf jenen schelmischen Mund zu drücken.

Ermenegilda nahm den Kuß mit Würde an, gab aber nichts davon zurück, und nachdem der Gemahl umsonst ein wenig gewartet, ging er um den Tisch herum zurück und setzte sich wieder auf seinen Platz.

Er sei wirklich zerstreut gewesen, sagte er.

Es war keine Gefahr für ihn vorhanden, sich noch weiter zu zerstreuen; er hatte seine Ellbogen auf den Tisch gestützt, die Hände an die Schläfe gedrückt, und die Augen fensterweit geöffnet, um seiner Gattin in's Gesicht zu sehen.

„Laß' hören, woran dachtest Du?" fragte Ermenegilda, indem sie den Oberleib nachlässig gegen die hohe Lehne des Sessels zurückfallen ließ.

„Ich will es Dir sagen, ich dachte an Freund Santi. Das letzte Mal als er hier war — Du erinnerst Dich doch? Es werden etwa vierzehn Tage her sein" . . .

„Ueber drei Wochen," verbesserte die junge Frau.

„Richtig! Schon drei Wochen! — Wie rasch doch die Zeit vergeht!"

„Ach ja, wie rasch!"

„Also" — beeilte sich der Gemahl fortzufahren — „also das letzte Mal als Freund Santi hier war . . .

Aber vor Allem, was hältst Du von Freund Santi? Was für eine Gemüthsart meinst Du, daß er hat? Unter dem kalten Firniß des Mannes, der die Wissenschaft sich angetraut" . . .

„Pardon! hat Freund Santi nicht auch seine Frau sich angetraut?"

„Allerdings — die Gelehrten haben nun einmal ihre zerstreuten Momente" . . .

„Dein Eingang läßt sich nicht gut an!" sagte Ermenegilda, ohne aus ihrer verstellten Indolenz herauszugehen.

„Du bist es ja, die mich immer unterbricht. Ich fragte, was Du von unserm Freunde hältst" . . .

„Er ist Dein Freund, ein Freund des Hauses . . . ich erlaube mir kein Urtheil über ihn."

„Du bist heute grausam."

„Ich räche mich."

„Nun so will ich Dir sagen, was sich unter dem kalten Firniß dieses Gelehrten birgt: es birgt sich darunter ein warmes Herz, ein poetisches Gemüth, eine Phantasie, deren Zügel immer in der Hand zu behalten ihm schwer fällt."

„Und das Alles hast Du bemerkt, als Freund Santi das letzte Mal hier war?"

„Gerade damals. Vor drei Wochen. Also" . . .

„Drei Wochen und drei Tage sind's!" verbesserte die Frau. „Es war ein Mittwoch; wir konnten nicht ausgehen, um unseren gewöhnlichen Spaziergang nach

Tisch zu machen; so gingt ihr beide allein, Arm in Arm, wie ein Paar Junggesellen, und der junge Herr kehrte erst nach Mitternacht heim ..."

„Jetzt bist Du es, die sich irrt; es fehlte noch eine Viertelstunde auf Mitternacht; Freund Santi hatte den Zug von 11 Uhr 20 Minuten gewählt; ich hätte die Flügel unserer Amsel haben müssen, um früher heimzukommen ..."

„Gut; hören wir das Weitere!" sagte Ermenegilda nachsichtsvoll.

Nun machte Ermenegildo einen Versuch, ernst auszusehen, und mit einem Anflug von Gravität, die bei ihm ungewöhnlich war, gerade nur einem leichten Anflug davon, ohne auch nur ein einziges Mal seine Augen von dem Gesichte seiner Gemahlin abzuwenden, langsam, alle Worte einzeln betonend, begann er wie folgt:

„Wir sprachen vom ehelichen Leben ... ich weiß nicht warum wir darauf zu sprechen kamen ... doch ja! weil es eben regnete und Du allein zu Hause geblieben warst ... Er sagte mir, daß er so ungefähr dieselbe Lebensweise einhält wie ich, daß, wenn seine Frau zu Hause bleibt, er mit genauer Noth ein paar Schritte nach Tisch macht, dann in sein Studierstübchen zurückkehrt, um zu lesen, zu schreiben, am Kamin, und daß, so monoton auch eine solche stille Gewöhnung scheinen möge, sie doch vom Glücke sich nicht sehr unterscheidet."

Obgleich Ermenegildo fortwährend in den Augen seiner Frau die Wirkung jedes Wortes zu lesen sich bemüht hatte, unterbrach er sich dennoch hier, um sich über den Eindruck seiner Rede ein noch genaueres Urtheil zu bilden.

Ermenegilda gab kein Zeichen von Antheil.

„Sie unterscheidet sich davon ganz und gar nicht," rief ich aus, „und sagte ihm, was ich denke vom Glücklichsein. Du weißt, was ich davon denke. Dem Glück gegenüber . . ."

„Dem Glück gegenüber," wiederholte die Frau in einem Ton, als ob sie eine Lection aufsagte, „sind alle Menschen gleich: das Glück liegt in der Sehnsucht darnach; je mehr der Mensch ersehnt, desto glücklicher ist er . . ."

„Gefehlt!" sagte sanft verbessernd der philosophirende Gemahl; „das Glück liegt in dem Verlangen nach einer Sache, die man erreichen kann, gewürzt mit einer kleinen Beigabe von Ungewißheit."

„Hat man also eine Sache erreicht" — fuhr Ermenegilda fort, — „so muß man sofort eine andere zu ersehnen verstehen . . ."

„Deren Erreichung aber nicht allzu unwahrscheinlich oder schwierig sein darf. Von Solchen, die, nachdem sie kaum einen Wunsch gefaßt, ihn auch sogleich befriedigen können, muß man sagen, daß sie das Glück nicht kennen . . ."

„Welches ein Intervall ist zwischen einem Verlangen und seiner Befriedigung. Und darin liegt auch

der Grund, warum die Reichen und die Armen auf dem Punkte, wo die gebieterischen Bedürfnisse des Hungers, des Durstes, der Wärme und Kälte ein Ende haben, sich nicht mehr von einander zu unterscheiden anfangen."

„Sehr gut!" rief Ermenegildo; „sehr gut!" — Aber man merkte ihm deutlich an, daß er den Faden verloren und nicht wußte, wie er fortfahren sollte.

Ermenegilda kam ihm zu Hilfe.

„Wir sagten, daß das Leben unseres Freundes Santi sich vom Glücke nicht sehr unterscheidet.... Das seiner Frau aber unterscheidet es sich davon sehr?"

„Ich weiß es nicht, habe nicht darnach geforscht; in solchen Fällen kann jeder nur im eigenen Namen sprechen. Ich halte Dich für glücklich, weil.... weil ich es mit Dir bin; wenn ich aber hinginge und den Andern sagte, daß ich Dich glücklich mache, daß Du mich anbetest und daß ich Deine Anbetung verdiene, so würde man mich für einen Thoren halten. Und dann (fuhr er mit einem etwas übermüthigen Ausdruck fort) und dann — was weiß ich denn in Wahrheit davon, ob Du sehr oder wenig glücklich mit mir bist? Kann ich etwa in die Tiefen Deines Herzens hinuntersteigen, alle die kleinsten Zellen Deines Gehirns durchstöbern, wo sich zuweilen eine eingebildete Unzufriedenheit einnistet?"

Statt aller Antwort seufzte Ermenegilda, und der arme Ermenegildo konnte sich nicht darüber klar

werden, ob sie so thue, um ihn zu necken, oder aus Ungeduld.

Es war ihm, als hätte er einen neuen Rock angezogen, in welchem er sich nicht bequem fühlte, den er aber, weil schon außer dem Hause, nicht mehr mit einem andern vertauschen könne; aber nun war er einmal auf dem Wege, fuhr also fort:

„Ermenegildo, — sagte mein Freund Santi — wir Gelehrte, oder Schriftsteller, oder Künstler haben vielleicht einen Gegner mehr als Andere; eben jene Phantasie, welche uns so viel Vergnügen bereitet, welche uns ermuthigt, die steilen Höhen des Wahren und des Schönen hinanzuklimmen, indem sie uns weitere Horizonte zu erschließen verspricht, kann uns zuweilen auch in sehr rauhe Kämpfe verwickeln. Während wir ruhig zu Hause sitzen, am Kamin, und das Glück im heiteren Antlitz unserer Lebensgefährtin, in den Augen unserer Kinder belauschen, gibt es einen Theil von uns, der — nicht zu Hause ist. Wo weilt er? In der Ferne; verloren in Träumen von neuen Dingen: von Liebe, Lächeln, Thränen, nachtrachtend den ungeschauten Bildern der Schönheit . . .“

Ermenegildo schöpfte Athem; Ermenegilda, die auf diesen Moment gewartet hatte, begnügte sich mit leichter Ironie zu sagen:

„Mit Einem Wort, Ihr Künstler, oder Gelehrte, oder Schriftsteller solltet nicht heirathen. Es ist das eine sehr alte Idee, wenn auch nicht so alt als die Wahrheit, die ja ewig ist . . .“

„Wer sagt das?“ unterbrach sie der Gemahl mit dem Nachdruck der Ueberzeugung. — „Die Junggesellen sagen es, bis zu dreißig Jahren, nach den Dreißigen denkt, nach den Vierzigen sagt es keiner mehr.“

„Der Maler Vaghi sagt es noch, und hat seine fünf und sechzig Jahre hinter sich!“ bemerkte Ermenegilda boshaft.

„Der alte Maler Vaghi hat vor zehn Jahren es zu sagen neuerdings angefangen, als er sich über den gänzlichen Verlust der Hoffnung, eine hübsche junge Gattin zu finden, nicht länger täuschen konnte.“

„Woher weißt du das?“

„Ich denke mir's. Er hat immer die Jugend und die Schönheit in den Frauen angebetet: jetzt hat er weißes Haar und ist nicht reich . . . Kehren wir zu unserem Freunde Santi zurück.“

Ermenegilda widmete dem Freunde Santi einen Seufzer — oder war es ein Gähnen? — und nahm ihre vorige Haltung wieder an.

„Es sind zwei Wesen in uns,“ fuhr Ermenegildo fort; „das eine häuslich, gutmüthig, verständig und ordnungsliebend; das andere phantastisch, mißvergnügt; das eine läßt sich's genügen an den Dingen, das andere möchte die Schatten derselben haschen. Vielleicht ist es nicht gut, eben wenn das eine von Beiden Alles hat, daß das Andere nichts habe; und wenn es ohne Sünde geschehen kann, warum soll nicht auch unser träumender Theil seine Nahrung finden? — So sprach Freund

Santi zu mir. — Es gibt Gefühle, sagte er, die ich meinem Weibe nicht ausdrücken kann; sie würde mich verrückt schelten, oder sie würde unmäßig erschrecken; Bedürfnisse, oder vielmehr Hauche und Schatten von solchen, unbestimmtes Streben und Trachten der Seele, Ekstasen des Gedankens, (es ist immer er, der spricht), an welchen ich mein Wohlgefallen habe, weil sie ein nicht unwürdiger Theil meines Wesens sind, für welche aber mein Weib kein Verständniß hat. Ein Band zwischen zwei Intelligenzen, ein sich Befragen und Antworten, wär's auch nur aus der Ferne, zwischen zwei Seelen, die sich verstehen, sollte nicht als Verletzung des geheiligten Paktes der Ehe betrachtet werden."

„Platonische Liebe . . ." murmelte Ermenegilda.

„Platonisch, ja, wenn du willst, aber Liebe nicht . . ."

„Sagen wir Neigung . . . sagen wir . . ."

„Meinetwegen, sagen wir Neigung . . . ."

Er wußte nicht gleich, was er weiter hinzufügen sollte; die nachdenkliche Gelehrigkeit seiner Frau verwirrte ihn mehr, als es ihr Spott gethan.

„Genug, du hast mich verstanden" — begann er, sich von Neuem erwärmend; „Freund Santi ist unfähig, etwas zu thun, was auch nur den geringsten Schatten auf seine Frau werfen könnte . . . . und doch, ich sollte es dir nicht sagen, denn es ist eine vertrauliche Mittheilung . . . und doch . . ."

„Wenn du es nicht sagen sollst, so sag' es nicht, Ermenegildo; es ist vielleicht besser so."

Ein seltsamer Strahl leuchtete in den Augen der schönen Gleichgiltigen. War es Neugier? war es Bosheit? Ermenegildo bemühte sich vergebens, die Bedeutung dieses Strahls zu fassen, und begann wieder, nicht ohne plötzlich das bischen Feuer ganz erlöschen zu lassen, das er früher in seine Worte gelegt hatte:

„Ich irrte; im Gegentheil, ich muß es dir sagen. Wer einem verheirateten Mann oder einer verheirateten Frau eine vertrauliche Mittheilung macht, der muß wissen, daß er sie einem Ehepaar macht. Es ist nicht dem ersten besten gestattet, ein Geheimniß zwischen zwei Gatten zu werfen, die sich lieben . . ."

Schon war er daran, hinzuzufügen — und es hätte einen schönen rednerischen Effect gemacht — daß zwischen Gatten, die sich lieben, nicht einmal der Schatten eines Geheimnisses sich eindrängen darf; aber er besann sich bei Zeiten, daß er eben darauf ausgegangen war, just das Gegentheil zu beweisen.

„Leider," fuhr er also mit der Miene eines hl. Ignatius fort, „leider kommt es bei dem Umstande, daß die menschliche Natur niemals vollkommen ist, und daß es Dinge gibt, die uns ohne Grund betrüben — leider kommt es dennoch vor, daß irgend ein unschuldiges kleines Geheimniß unvermerkt in's eheliche Lager sich einschleicht."

Die zärtliche Gattin hauchte hier einen Seufzer vor sich hin, der recht wohl auch ein „Leider!" bedeuten konnte.

„Um es kurz zu machen: Freund Santi hat eine durchaus reine Neigung für eine Frau. Diese Zuneigung ist seine geheime Lust; und er hat mir gestanden, daß, wenn er einen Brief von dieser entfernten Freundin erhält, der er sein geheimstes Denken entschleiert, es ihm ist, als empfände er eine Liebkosung des Ideals; dann fühlt er sich stärker, edelmüthiger, besser, und, würdest du es glauben? auch sogar herzlicher gestimmt gegen seine Gattin."

„Seltsam!" begnügte sich Ermenegilda zu sagen.

„Es ist daran gar nichts Seltsames! Er weiß, das heißt, er fürchtet, ein Unrecht an seiner Gattin zu verüben, und je glücklicher er sich fühlt, um so mehr wachsen seine Gewissensscrupel!"

„Hat er Gewissensscrupel?"

„Ja; er fragte mich, ob er jenen Briefwechsel aufgeben solle oder nicht."

„Und du?"

„Ich sagte ihm . . . was konnt' ich ihm sagen? daß, die Sache so im Großen und Ganzen betrachtet, wenn keine Gefahr eines Uebels oder häuslicher Unannehmlichkeiten dabei ist . . . so schiene es mir . . . daß er immerhin ein Gefühl hegen und nähren dürfe, das im Grunde . . . nichts Unedles an sich hat."

„Und er?"

„Er versichert mich, daß Unannehmlichkeiten sich daraus nicht ergeben können, da die Briefe unter einer geheimen Adresse an ihn gelangen."

„Und hat er dir gesagt, wer jene Frau ist?“

„Er hat mir nur gesagt, daß auch sie verheiratet ist.“

„Hat er Dir gesagt, sie sei jung und schön?“

„Jung allerdings; von der Schönheit weiß ich nichts, davon war nicht die Rede.“

„Sehen sie sich zuweilen?“

„Selten; er sieht sie, wenn er reist, aber das geschieht selten: sie begegnen sich, und es ist dann, als ob nichts zwischen ihnen bestände; sie scheinen sich kaum zu kennen. Alles das, behaupte ich, würde nicht so geschehen, wenn nicht die Thorheit der menschlichen Gesellschaft und die Kleinlichkeiten gewöhnlicher Seelen eine ehrliche, offene Freundschaft zwischen einem Manne und einem Weibe unmöglich machten, wenn in einer solchen, außer der Ehe, die Böswilligkeit der Leute nicht immer den Ehebruch erblickte. Ich halte die Behauptung aufrecht, daß, wenn es eine köstliche Sache ist, einen bewährten Freund zu besitzen . . .“

„Es um so angenehmer sein müßte, eine Freundin zu besitzen, um ihr die delicatesten Dinge, welche die Seele belasten, anzuvertrauen, damit sie einem die Bürde tragen helfe. Vielleicht hast du nicht Unrecht; aber ich denke an sie, an jene verheiratete Frau, welche eine unschuldige, aber geheime Flamme hegt und pflegt; geheim, aber aus der Ferne . . . Ich habe Gewissensscrupel für sie. Was meinst du?“

Ermenegildo bekannte ehrlich, daß er daran noch nicht gedacht.

„Die Sache dürfte in Bezug auf sie wohl dieselbe sein."

„Ich fürchte, sie ist nicht dieselbe . . ."

„Nun ja — vielleicht . . ."

„Und doch" — beeilte sich Ermenegilda hinzuzufügen — „damit ein verheirateter Mann unschuldiger Weise eine — wie soll ich sagen? — liebreiche Correspondenz mit der Frau eines Andern haben könne, muß doch wohl diese Frau eines Andern zustimmen und antworten . . ."

„Gewiß" — sagte Ermenegildo mit energisch zustimmender Kopfbewegung — „es ist immer der alte Fehler von uns Männern, die Dinge nur von einer Seite zu betrachten. Gewiß — damit ein verheirateter Mann könne . . . muß es eine verheiratete Frau geben, welche . . ."

„Und diese Unbekannte verliert in deinen Augen nichts? Du achtest sie ebensowohl als wenn sie ihrem Manne nichts verbärge?"

„Gewiß achte ich sie; ich will nicht gerade sagen ebensosehr . . . das heißt . . . ja doch, ich achte sie ebensosehr. Ist es doch nicht ihre Schuld, wenn die Welt, wenn der Gatte . . . Sicherlich würde ich sie noch mehr achten, wenn . . . doch da dürfte freilich der Gatte keiner aus der Zahl der Dutzendmenschen sein . . ."

Ermenegilda hatte ihm dabei mit großgeöffneten Augen fest in's Gesicht gesehen, und dies war vielleicht

der Grund, daß ihm auf's Neue der Faden seiner Ideen riß.

„Ich wollte sagen, daß ich sie noch höher achten würde, wenn sie Alles ihrem Gatten sagen könnte; aber vermuthlich kann sie es darum nicht, weil der Gatte eine solche vertrauliche Mittheilung nicht wohl aufzunehmen wüßte."

„Es wäre doch schön," seufzte Ermenegilda, „wenn man dem Gatten Alles, wirklich Alles sagen könnte! Wie entzückend wäre ein solcher Einklang dreier Seelen!"

Ermenegildo war, als bescheidener Sieger, noch nicht zur Ueberzeugung von seinem eigenen Siege gelangt, als er seine Gemahlin plötzlich sich mit halbem Leibe erheben und ihm die Hand über den Tisch herüber reichen sah. Er ergriff diese schöne Hand, und bemerkte, daß sie weiß, weich und schön war, aber er sah sie nur wie im Traume.

„Freund —" sagte Ermenegilda mit einem Anstrich von theatralischer Emphase, die ihn vollends aus dem Traum erweckte — „Freund, ich habe dir schon allzugroßes Unrecht gethan durch mein bisheriges Schweigen, Verheimlichen, durch das Spiel einer Komödie. Du bist würdig, Alles zu wissen! Jene Frau, jene entfernte Freundin Santi's bin ich! Seit einem Jahr schreibt er mir heimlich, und ich habe ihm . . ."

So weit Ermenegilda, aber schon war sie von den Armen des Gatten umstrickt, und ein Kuß schloß ihr den Mund; sie konnte den Satz nicht vollenden.

Noch ein paar Mal versuchte sie mit ihrem Geständniß zu Ende zu kommen, doch immer vergebens. Ermenegildo küßte sie und lachte nur.

„Ja, ich habe die Wahrheit gesagt" — fügte Ermenegilda unter seinen Küssen hinzu — „ich glaubte nichts Böses zu thun . . . aber ich war meiner Sache doch nicht sicher; unser guter Freund fühlte sich selbst auch beunruhigt, von Gewissensscrupeln . . . Das letzte Mal, als er bei uns zu Gast war . . . drei Wochen und drei Tage sind's . . . an jenem regnerischen Mittwoch . . . wenig fehlte damals, so hätte ich unser . . . unschuldiges Geheimniß dir enthüllt. Wiederhole mir —" fügte sie noch hinzu, indem sie sich aus seinen Umarmungen losmachte — „wiederhole mir, daß dieser unser Briefwechsel dich nicht verletzt, daß diese Innigkeit zweier Seelen . . ."

Hier ergriff die Ansteckung seiner Heiterkeit auch sie . . .

„Barmherzigkeit!" stieß der Gatte heraus, indem er sich vor Lachen die Seite hielt, „du tödtest mich . . ."

Das Gelächter des ungläubigen Ermenegildo dauerte noch fort, als Ermenegilda schon ernst geworden war.

Im Herzen dieses Weibchens hatte nun einmal eine rachsüchtige Idee sich eingenistet.

„Ja, ich bin's!" wiederholte sie mit ernstem Gesicht, und noch immer lachte der Gatte.

„Ja, ja, ich bin's!" — Sie bestand darauf; und der Gatte lachte nun nicht mehr, sondern kam ernst auf

sie zu, ergriff sie mit zwei Fingern beim Kinne und begann:

„Ich begreife Alles; ich weiß, was du mir sagen willst: leicht sind die Theorien für andere Leute zurecht gemacht, das Beispiel hingegen beweist . . .“

Die Gattin unterbrach ihn:

„Das Beispiel beweist ganz und gar nichts; das Beispiel ist der Zufall, die Theorie ist Wahrheit. Aber ich sehe wohl, du glaubst mir nicht, willst mir nicht glauben. Und doch versichere ich dich, mein Ermenegildo, die entfernte Trösterin unseres gemeinsamen Freundes Santi bin ich; ich kann die Beweise davon geben . . .“

Sie begann ihre Taschen zu durchstöbern, reichte ein Blatt dem Gemahl, der sich nicht beeilte, es zu ergreifen, und sagte einfach:

„Lies!“

Diesmal erblaßte Ermenegildo.

Ermenegilda klatschte in die Hände.

„Ich habe dir Angst gemacht!“ rief das schlaue Weibchen freudig aus; „nun bin ich gerächt!“

„Gib mir das Blatt!“ stammelte Ermenegildo.

Er nahm und las es vom Anfang bis zu Ende mit großem Ernste durch.

Es war ein Autograph der Modistin, und es war darin die Rede von einem Florentiner Strohhut mit Federn, Bändern, Blonden, Blumen und dergleichen — von einem noch nicht bezahlten Hute, der wie geschenkt

war, von einem Hute, schlechterdings unwürdig, ein so kluges Köpfchen zu bedecken.

»Signora,« sagte Ermenegildo in burlesk-strengem Tone, „dieses Blatt ist mein Eigenthum."

Ermenegilda neigte das Haupt, in ihr Schicksal ergeben. Mehr als einmal erstand an diesem denkwürdigen Tage das Gelächter auf den Lippen des jungen Ehepaares; erstand plötzlich von neuem, und erstarb wieder langsam, wie in den Zuckungen einer langen Agonie.

Luigi Capuana.

Das schwarze Ei.

Ein Märchen.

Es war einmal ein Mütterchen, das von Almosen lebte; und Alles, was sie heimbrachte, theilte sie gewissenhaft; die Hälfte für sich, die andere Hälfte für ihre Henne.

Jeden Tag, im Morgengrauen, begann die Henne zu gackern, nachdem sie ein Ei gelegt. Das Mütterchen verkaufte das Ei für einen Soldo und kaufte sich für einen Soldo Brot. Die Kruste zerkrümelte sie für die Henne, die Krume aß sie selbst, dann ging sie wieder umher und bat um Almosen.

Da kam aber ein schlechtes Jahr. Eines Tages kehrte die Alte mit leeren Händen heim.

„O mein Hühnchen! Heut' müssen wir uns mit leerem Magen behelfen!“

„Geduld! Wir essen dafür morgen!"

Den Tag darauf im Morgengrauen, begann die Henne zu gackern. Statt eines Ei's hatte sie zwei gelegt, ein weißes und ein schwarzes.

Das Mütterchen ging aus, um sie zu verkaufen. Das weiße brachte sie sogleich an Mann. Von dem schwarzen aber wollte Niemand glauben, daß es ein Hühnerei wäre. Die Alte kaufte, wie gewöhnlich, für einen Soldo Brot und kehrte nach Hause zurück.

„O mein Hühnchen! Das schwarze Ei, das will kein Mensch!"

„Bring es dem König!"

Die Alte brachte es dem König.

„Was ist das für ein Ei?"

„Von einer Henne, Majestät!"

„Was soll es denn kosten?"

„Was Euer gute Wille ist, Majestät!"

„Gebt ihr hundert Lire!"

Das Mütterchen hielt sich mit diesen hundert Lire für reicher als Seine Majestät selber.

Just in denselben Tagen hatte die Königin eine Henne brüten lassen, und zu den Eiern, welche dieselbe bebrüten sollte, legte sie nun auch dieses. Aber die Gluckhenne brütete es nicht aus.

Der König ließ das Mütterchen rufen.

„Jenes Ei war abgestanden!"

„Unmöglich, Majestät! Die Henne hatte es denselben Tag gelegt!"

„Aber es wurde nicht ausgebrütet!“

„Die Königin hätte es ausbrüten sollen!“

Die Sache schien wunderlich. Aber die Königin, neugierig, sagte:

„Ich werde es ausbrüten!“

Und sie nahm es in ihren Busen. Nach zwei und zwanzig Tagen merkte sie, daß die Schale barst. Zum Vorschein kam ein weißes Hühnchen, das eine wahre Schönheit war.

„Majestät! Majestät! laßt mir eine Weinsuppe kochen!“

Und dabei piepte es.

„Bist du ein Hähnchen oder ein Hühnchen?“

„Ein Hähnchen, Majestät!“

„So krähe!“

„Kikeriki!“

Es war wirklich ein Hähnchen. Und es diente dem ganzen Hofe zur Unterhaltung. Aber je mehr es heranwuchs, desto kecker wurde es. Bei Tische pickte es in die Teller des Königs und der Königin, es scharrte mir nichts dir nichts in den Tellern der Minister, welche nicht „Sst!“ zu sagen wagten, aus Respect vor dem König; es schweifte hierhin und dorthin durch alle Gemächer des königlichen Palastes, saß allenthalben auf, erfüllte und besudelte alles mit Unrath. Und dann, den ganzen Tag hindurch: „Kikeriki! Kikeriki!“ Den Leuten dröhnten die Ohren: es war nicht mehr auszuhalten im königlichen Palaste.

Eines Tages hatte sich die Königin ein neues Kleid machen lassen, ein wahres Wunderwerk, das einen Sack voll Quattrini gekostet. Bevor sie es anzog, kommt das Hähnchen und besudelt es ihr.

Die Königin gerieth in Wuth.

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Diesesmal mag es hingehen. Aber ein andermal sollst du mich kennen lernen!"

Und sie bestellte ein neues Kleid bei der Nähterin, das noch kostbarer war als jenes. Die Nähterin machte sich mit Eifer daran; man denke, welch' ein Kleid! Aber bevor die Königin es anzog, kommt das Hähnchen und besudelt es ihr.

Der Königin verging Hören und Sehen.

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Diesmal sollst Du mir's büßen. Ruft mir den Koch!"

Der Koch erschien.

„Man bereite mir eine gute Tasse Hühnersuppe von diesem Hähnchen!"

In der Küche drehten sie ihm den Hals um und thaten es in den Topf zum Sieden. Aber kaum warf der siedende Topf die ersten Blasen auf, da erklang es:

„Kikeriki!"

Das Hähnchen war dem Topfe entschlüpft, als ob man ihm niemals den Hals umgedreht, es niemals gerupft und abgebrüht hätte.

Der Koch lief zur Königin.

„Majestät, das Hähnchen ist vom Tode erstanden!"

Die Sache war zu seltsam und das Hähnchen wurde nun kostbar. Alle betrachteten es mit Respect, Manche auch mit einiger Aengstlichkeit. Und es mißbrauchte das. Bei Tische pickte es ärger als zuvor in die Teller des Königs und der Königin, scharrte mir nichts dir nichts in den Tellern der Minister, welche nicht „Sst!" zu sagen wagten, aus Respect vor dem König; saß allenthalben auf, beschmutzte sogar den königlichen Thron und machte ihn mit Unrath voll. Und dann bei Tag und Nacht: „Kikeriki! Kikeriki!" Es dröhnten den Leuten die Ohren. Und das Volk fluchte mit zusammengebissenen Zähnen:

„Hol' der Geier das Hähnchen und die, welche es aufziehen!"

Eines Tages mußte Seine Majestät an einen andern König schreiben. Er nahm Papier, Feder und Tintenfaß, verfaßte den Brief und ließ ihn auf dem Schreibtisch liegen zum Trocknen. Kommt das Hähnchen und besudelt ihm denselben, just an der Stelle, wo die Unterschrift war!

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Diesmal mag es noch hingehen. Aber ein anderesmal sollst Du mich kennen lernen!"

Der König schrieb den Brief noch einmal und ließ ihn auf dem Schreibtische liegen zum Trocknen. Kommt das Hähnchen und besudelt ihm denselben, just an der Stelle, wo die Unterschrift war!

Dem König verging Hören und Sehen.

„Schmutzfinke von einem Hähnchen! Jetzt sollst Du deinen Theil kriegen! Ruft mir den Koch!“

Der Koch erschien.

„Man brate mir das Hähnchen zum Mittagessen!“

In der Küche drehten sie ihm den Hals um und steckten's an den Spieß.

Als die Stunde des Mittagessens gekommen, brachte der Koch das Hähnchen auf die Tafel. Der König begann es zu zerschneiden, theilte dem ein Schenkelstück, jenem ein Bruststück, jenem etwas vom Bürzel zu; für sich selbst behielt er den Hals und den Kopf mit dem Kamme und dem Barte.

Kaum hatte er seinen Theil verzehrt, als es aus der Tiefe seines Magens herauf ertönte:

„Kikeriki!“

Die Bestürzung war eine allgemeine. Schleunigst wurden die Hofärzte herbeigerufen.

„Man müßte dem Könige den Bauch aufschneiden; aber wer möchte es wagen?“

Inzwischen ließ das Hähnchen aus der Tiefe des Magens Seiner Majestät von Zeit zu Zeit sich vernehmen:

„Kikeriki!“

„Ruft mir die Alte!“ gebot der König.

Sie war eben, um Almosen zu sammeln, vor den königlichen Palast gekommen, und man brachte sie hinauf.

„Teufelshexe! Was für eine Hexerei hast Du mit diesem Ei vollführt? Ich habe den Kopf des Hähnchens

gegessen, und jetzt kräht es mir drinnen im Magen. Wenn Du mich nicht davon frei machst, so bist Du des Todes!"

„Majestät, gebt mir nur Einen Tag Frist!"

Unverweilt kehrte sie nach Hause zurück.

„O mein Hühnchen! Ich bin zum König gerufen worden. Ich habe, sagt er, den Kopf des Hähnchens gegessen und jetzt kräht es mir drinnen im Magen! — Wenn ich ihn nicht davon frei mache, so bin ich des Todes!"

„Hat nichts zu sagen, Mütterchen! Morgen nimmst Du ein Bischen Hühnerfutter, gehst zum König und rufst: „Bibi! bibi!" Wenn es deine Stimme hört, wird das Hähnchen herauskommen."

Und so geschah es.

Die Sache war allzu wunderbar. Das Hähnchen wurde berühmt und trieb es jetzt ärger als zuvor.

Eines Morgens, bevor es graute, klang's:

„Kikeriki! Majestät, ich möchte eine Henne haben!"

„Nun, so geben wir ihm eine Henne!"

Den Tag darauf, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majestät, ich möchte noch eine Henne haben!"

„Nun, so geben wir ihm noch eine Henne!"

Kurz gesagt, er wollte zwei Dutzend.

Wieder einmal, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majestät, ich möchte goldene Sporen haben!"

Also goldene Sporen.

Das Hähnchen war ein schöner Hahn geworden und stolzirte mit seinen goldenen Sporen umher, nach Diesem und Jenem pickend.

Wieder einmal, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majestät, ich möchte einen doppelten Kamm von Golde!"

Also einen doppelten Kamm von Golde.

Der König begann es müde zu werden; aber der Hahn mit seinen goldenen Sporen und seinem goldenen Doppelkamm stolzirte umher, nach Diesem und Jenem pickend.

Schließlich, eines anderen Tags, vor Morgengrauen:

„Kikeriki! Majestät, ich möchte das halbe Reich haben; ich trage eine Krone so gut als Ihr!"

Dem Könige ging die Geduld aus.

„Schafft ihn mir aus den Augen, diesen unverschämten Hahn!"

Aber wie? Ihn zu tödten war vergebens, er stand immer wieder auf. Ihn weit hinweg zu bringen, hätte auch nichts gefruchtet: er wäre zurückgekehrt. Mit Gutem war auch nichts bei ihm auszurichten: er antwortete spöttisch: „Kikeriki!" Der König, in Verzweiflung, ließ die Alte herbeirufen.

„Wenn Du mich nicht von dem Hahn befreist, so lasse ich Dir den Kopf abhauen!"

„Majestät, gebt mir nur Einen Tag Bedenkzeit!"

Und sie eilte nach Hause zurück.

„O mein Hühnchen! ich bin zum König gerufen worden. — Wenn Du mich nicht von dem Hahn befreist, so lasse ich Dir den Kopf abschlagen! — Was soll ich ihm antworten?"

„Antworte: Majestät, Ihr habt keine Kinder; nehmt ihn an Sohnesstatt an; dann wird er Ruhe geben."

Der König, sich in eine solche Zwangslage versetzt sehend, nahm ihn an Sohnesstatt an.

Aber es half wenig.

Mit all' jenen Hennen war der königliche Palast ein Hühnerhof geworden. Der König, die Königin, die Minister, die Hofdamen, die Diener, alle sahen sich voll Hühnerunraths von Kopf bis zu den Füßen und wußten sich nicht mehr zu helfen. Und dann Gegacker hier, Gekrähe dort, der Kopf summte ihnen wie ein Bienenkorb.

Das Volk fluchte mit zusammengebissenen Zähnen:

„Hol' der Geier den Hahn, die Hennen, und wer sie füttert!"

„Hör', Hexe," sagte der König, „wenn Du mir nicht binnen vierundzwanzig Stunden Hahn und Hennen aus den Augen schaffst, so bezahlst Du es mit deinem Kopfe!"

„Majestät, dazu bedarf es der Fee Morgona; laßt sie rufen!"

Der König ließ die Fee Morgona rufen. Diese aber antwortete:

„Wer mich will, der komme, wer mich nicht will, der schicke nach mir!"

Der König mußte also in Person zu ihr gehen.

„Majestät, so lange nicht jener Hahn ein Mensch geworden ist wie Ihr selbst, werdet Ihr nicht Ruhe haben."

„Aber wessen bedarf's, damit er ein Mensch werde, wie ich selbst?"

„Es bedarf dazu dreier Sorten von Samenkörnern. Macht drei Furchen mit Euren Händen und säet diese drei Samen hinein. Erntet, drescht, ohne die Körner zu vermischen, dann ruft:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!"

Dabei streut Ihr dieses Korn auf die Erde. Wenn nichts mehr davon übrig:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!"

Dabei streut Ihr dies andere Korn auf die Erde. Wenn nichts mehr davon übrig:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!"

Dabei streut Ihr das letzte Korn auf die Erde.

Der König entschloß sich das Alles genau zu verrichten.

Als nun der Augenblick kam:

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!"

Da verendete die Hälfte der Hühner.

„Bi, bi, bi!
Picke dort und hie!“

Da verendete der Rest der Hühner.

„Bi, bi, bi!“ u. s. w.

Jetzt machte sich der Hahn allein daran, und nachdem er das letzte Korn aufgepickt, drehte er sich, streckte er sich — „Kikeriki!“ — schüttelte sich die Federn vom Leibe und verwandelte sich in einen hochgewachsenen schönen Jüngling. Vom Hahn waren blos der Kamm und die Sporen zurückgeblieben. Aber das machte nichts.

Der König verkündete dem Volke:

„Ich habe keine Kinder; so wird dieser da Kronprinz sein. Respectirt ihn als solchen!“

„Es lebe der Kronprinz! Es lebe der Kronprinz!“

Aber heimlich flüsterten sie:

„Werden ja sehen! Wer als Hahn geboren ist, muß krähen.“

Nach Verlauf einiger Monate wurde der Kronprinz melancholisch. Er suchte die Einsamkeit, redete mit Niemand.

„Was fehlt Euch, mein Söhnchen?“

„Nichts, Majestät!“

Er wollte es nicht sagen, er schämte sich — aber er spürte einen gewaltigen Drang zu krähen: „Kikeriki!“

Die Hofärzte wurden gerufen, man berief auch welche vom Auslande, die tüchtigsten. Aber sie begriffen nichts von der Sache.

Vielleicht wollte der Kronprinz eine Frau haben? Er wollte keine Frau haben.

Was wollte er denn also? Was er immer wollte, es würde ihm ja bewilligt werden.

„Ich — möchte krähen — Kikeriki!"

Man mußte es ihm erlauben, und nun machte er sich Luft den lieben langen Tag.

Da schnitten sie ihm den Kamm ab — und er spürte keinen Drang mehr zum Krähen.

Aber das Volk flüsterte:

„Werden ja sehen! Wer von einer Henne geboren ist, muß scharren!"

Nach etlichen Monaten wurde der Kronprinz neuerdings melancholisch. Er suchte die Einsamkeit, redete mit Niemand.

„Was fehlt Euch, mein Söhnchen?"

„Nichts, Majestät!"

Er wollte es nicht eingestehen — er schämte sich — aber er spürte einen gewaltigen Drang, auf die Straße hinauszugehen und mit den Füßen zu scharren.

Wieder rief man die Aerzte, aber die Sache war ihnen ein Räthsel.

Vielleicht wollte der Kronprinz eine Gemalin haben? Er wollte keine Gemalin haben.

Was wollte er denn also? Was er immer verlangte, es würde ihm ja gewährt sein.

„Ich möchte auf die Straße hinaus, um zu scharren!"

Man mußte es ihm gestatten.

Dann schnitten sie ihm die Sporen ab — und die Lust, zu scharren, kehrte nicht wieder.

Es kam nun die Zeit, ihm eine Gattin zu geben.

„Was sagt Ihr, mein Söhnchen, zu der Kronprinzessin von Spanien?"

„Majestät, wenn ich schon heiraten muß, so möchte ich eine Henne heiraten!"

Also immer die alte Geschichte!

Der König war an dem Tage übel gelaunt. Er zog den Säbel und hieb ihm den Kopf ab.

Aber statt Menschenbluts drang Hühnerblut hervor.

Jetzt erschien das Mütterchen.

„Majestät, nun hat die Sache ein Ende!"

Sie klebte ihm den Kopf mit ihrem Speichel wieder an und der Kronprinz wurde wieder lebendig.

Und jetzt, da er wirklich ein Mensch war, gab er Ruhe, und bald darauf heiratete er die Kronprinzessin von Spanien. Hernach wurden sie König und Königin.

Und damit gut.

Luigi Capuana.

Zwei Charakterköpfe.

I.

Don Michele.

An jenem Morgen war Don Michele wie gewöhnlich im Morgengrauen aufgestanden und brachte das Haus in Aufruhr. Er hatte die Magd, um sie zu wecken, bei den Füßen gezerrt, während sie in die armselige wollene Decke ihrer Schlafstätte gewickelt lag, ohne Linnentuch, in der Kammer neben der Küche, und von der obersten Stufe der Treppe herunter den im Stalle gebetteten Jungen angerufen, er solle der Maul-eselin die Gerste aufschütten und Wasser aus der Cisterne holen. Gestern Abend habe die Schindmähre nicht saufen wollen; gewiß habe er, der hündische Range, ihr was angethan!

Dann war er, mit den verzweckten Sohlen und den eisenbeschlagenen Absätzen seiner plumpen Bauernstiefel über die Diele torkelnd, in seine Kammer zurückgekehrt.

Donna Carmela, sein Weib, hatte sich eben, ganz steif, die Augen trüb, das Haar zerzaust, in ihre Unterkleider geworfen.

Ob das ein Jahrhundert brauche, die paar Fetzen auf den Leib zu bekommen? Ob sie etwa aus einem anderen Holze geschnitzt sei als er? Und jenes andere Murmelthier! ob denn für dieses zehn Stunden Schlaf noch nicht genug?

Presia, die Magd, streckte sich und reckte sich, gähnte, begriff schlechterdings nicht, warum ihre wenigen Stunden Schlaf für zehn gelten sollten, und fragte, was es zu thun gebe?

Ob sie das nicht wisse? Donnerwetter! man wolle ihn also zur Verzweiflung bringen? — Und die Körnersaat — solle die auch für dieses Jahr zum Teufel gehen?

„Sie ist schon in Ordnung!“ sagte Donna Carmela.

Don Michele wurde still, machte die Runde durch's Gemach, halbe Worte vor sich hinbrummend, einen Sessel bei Seite rückend, einen Schlüssel an den Nagel hängend, ärgerlich darüber, daß die Saat in Ordnung war und ihm so jener Vorwand, sich zu ereifern, entging. Aber er fand sofort einen andern.

Und die Flasche? ob sie gefüllt sei?

Nein. Es habe ihr besser geschienen, sie erst am Morgen zu füllen, mit frischem Weine.

Wenn sie sich aber nicht rührten! Wenn sie stehend und gehend schliefen! Solle er etwa erst morgen auf's Feld hinaus? he?

Während nun Donna Carmela und Presia hinuntergingen, um die Flasche zu füllen am Fäßchen des Don Michele, wie sie es nannten, weil dieser zweijährige Wein für ihn allein bestimmt war, verfügte Don Michele sich in den Stall, wo der Stalljunge eben zu weinen angefangen hatte. Die Mauleselin wollte nicht saufen, und er wußte, daß die Fäuste und die Stiefelabsätze des Herrn ihre Spur ein paar Tage lang an seinem Leibe zurückließen, wenn die Mauleselin nicht saufen wollte.

Als ob er es wäre, der ihr sage, sie solle nicht saufen! Ach Gott! ach Gott!

Er pfiff ihr ins Ohr zur Ermunterung.

Aber sie beschnüffelte den Trank mit Unlust und bewegte dabei die Ohren in matter, schlaffer Weise, und als sie die Spitze des Mauls in den Napf tunkte, schüttelte sie den Kopf, schnaubte, und machte zähnefletschend allerlei Grimassen mit der Schnauze in der Luft.

Don Michele gab dem Jungen einen Fußtritt und riß ihm das Halfterseil aus der Hand.

Er lasse sich's also beikommen, eine Mauleselin, vierzig Unzen werth, schlecht zu behandeln? Aber er wolle nicht wieder Don Michele heißen, bevor er ihm mit diesen seinen Händen die Haut abgezogen.

Dabei liebkoste er die Mauleselin, indem er ihr den ganzen Bauch abtätschelte, ihr das Stirnhaar zurecht

strich und ihr mit der flachen Hand über den Rücken fuhr.

„Ei, ei, was ist's denn, daß Schön-Mäulchen nicht saufen will? ei, ei, warum denn nicht?"

Aber die Mauleselin wandte sich ab, taub für den liebkosenden Zuspruch ihres Herrn.

Als dieser nun merkte, daß ihr etwas aus den Nüstern floß und daß ihr auch die Augen trieften, begann er zu fluchen, ärger als ein Heide, und die armen Seelen im Fegefeuer eine nach der andern anzurufen, sammt der Madonna und dem heiligen Aloysius; denn das war ja eine Todeskrankheit, eine von der Sorte, wie sie ein Vieh binnen 4—6 Tagen dahinrafft!

Ach, der Herrgott im Himmel sei ihm auffässig! dem scheine es Vergnügen zu machen, daß seine Vierzig-Unzen-Mauleselin zum Teufel gehe! . . . Eh! im Grunde sei ihm, dem Herrgott, Recht geschehen, daß man ihn auf Erden an's Kreuz genagelt. Wäre er unter den Juden gewesen, er hätte ihm die Nägel noch besser eingetrieben . . .

Bei diesen Gotteslästerungen waren Donna Carmela und Presia herzugelaufen, jene mit dem Trichter, diese mit dem Lichte in einer Hand und der Flasche in der andern.

„Heilige Mutter Maria! welch' ein Unglück! welch' ein Unglück!"

Donna Carmela schlug sich vor die Stirn, während Don Michele, mit schlenkernden Armen und gespreizten

Beinen die an die Krippe gebundene Mauleselin anglotzte, welche die Gerste und den Häcksel nicht einmal beschnupperte, und den Kopf gegen ihren Herrn vorstreckte, als ob sie ihn um Hilfe anflehte, die Aermste, mit ihren matten, schlaffhängenden Ohren und den schmerz-getrübten Augen.

Eine Vierzig-Unzen-Mauleselin! — Das kam wie ein Ziegel vom Dache! Für dieses Jahr könne er betteln gehen mit dem Stecken in der Hand ... und ...

„Aber warum jetzt Gott lästern?"

Ich weiß schon selber, ob ich ein Heide oder Christ! Seht ihr nicht, daß diese Weichen da gehen wie ein Blasebalg?

Donna Carmela klapperte mit den Zähnen und hatte Thränen im Auge.

Um die Hölle in ihrem Hause fertig zu machen, habe nur noch dieses Unglück gefehlt! Ach, Gott der Herr habe sie vergessen und verlassen in dieser Welt! Wie werde es ihr noch ergehen!

Als Don Michele ihr Zähneklappern hörte, drehte er sich wüthend nach ihr um.

„Was habt Ihr?"

„Nichts ... Vielleicht das Fieber .... aber seht nur auf die Mauleselin!"

Das arme Weib konnte nicht aufrecht stehen und lehnte sich an die Mauer, die Hand unter der Schürze, so zusammengekrümmt, daß sie einer Greisin glich, obgleich sie kaum dreißig Jahre zählte.

Don Michele fuhr fort, die Mauleselin zu betrachten; er hätte sie mit dem Blicke seiner Augen, mit dem Athem seines Mundes wieder gesund machen mögen; zu seinem Weibe aber sagte er bloß:

„Seht zu, daß auch Ihr noch krank werdet! dann haben wir die volle Bescheerung im Hause!“

Donna Carmela's Haut war schon abgehärtet gegen die Artigkeiten ihres Gatten und sie erwiderte:

„Seht nur auf die Mauleselin!“

Der Junge war gegangen, Meister Filippo, — den Schmid, — und den Onkel Decu zu holen, der sich auf solche Dinge besser als Meister Filippo, und besser sogar als der Doctor verstand. Ja, während dieser verschiedene seiner Kranken unter die Erde gebracht, war bei Onkel Decu keine Gefahr, daß, wo er seine Hand hatte, ein Vieh die Beine in die Luft streckte. Indessen, wenn Don Michele auch den Meister Filippo hatte rufen lassen, so war es, weil vier Augen mehr als zwei sehen.

Die Berathung dauerte lange. Meister Filippo stellte beim Anblicke des Onkel Decu sich unwissend.

Es könne ja wohl eine Krankheit sein ... er sage nicht nein ...

Freilich wohl eine Krankheit ... und welche! da sei ein tüchtiges Eiterband, ein Haarseil, zur Erregung von Eiterung durch die Haut gezogen, nöthig, sonst

könne Don Michele sich darauf gefaßt machen, das Fell der Mauleselin zum Gerber zu schicken, denn um sie sei es geschehen.

Don Michele kam wieder darauf zurück, mit den Heiligen zu hadern, und bemerkte nicht, daß sein Weib in einem Winkel fröstelnd zitterte, blaß, mit spitzer Nase wie eine Todte, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„O Herr, o Herr! dein heiliger Wille geschehe!"

Zwölf Jahre waren es nun, daß die Aermste sich so in den Willen des Herrn ergab, ohne daß sie einen fröhlichen und ruhigen Tag mit diesem Manne genoß, der nie ein gutes Wort für sie gehabt und der sie beinahe barfuß gehen ließ, obgleich sie ihm über achthundert Unzen Mitgift zugebracht hatte.

Und jenen ganzen Tag war sie dort und in der Küche auf den Beinen, um in Gemeinschaft mit Presia den Kleientrank zu bereiten, oder die Bähungen von gewürzigen Kräutern, die man der Mauleselin unter den Nüstern auflegte, während Don Michele sie am Halfter hielt, neben der Krippe, nicht anders ihr zusprechend, als einer Christenseele; und die Mauleselin hob dabei den Kopf und sah ihn an, als ob sie seine Reden verstünde.

Das arme Weib fühlte sich wie gebrochen an Kreuz und Beinen, von dem Auf- und Niedersteigen der Treppen zur Küche und zum Stalle. Mittags nahm sie keinen Bissen zu sich, während Don Michele „sein bischen Gift" hinunterschluckte: zwei Eier in der Pfanne und

Paprika-Salat, ohne auch nur zu fragen, ob sie etwas davon wolle. Sie hätte nicht eine Bohnenschote über die Lippen bringen mögen; der Magenmund war ihr wie zugeschnürt. Der Kräutergeruch, der das Haus erfüllte, verursachte ihr schon einen unausstehlichen Ekel; Don Michele seinerseits redete nur immer vom Eiterband, das man durch die Brusthaut der Mauleselin ziehen sollte, wie von einer köstlichen Sache, in die er sein Brod hätte tunken mögen.

Das werde zum Mindesten drei Lire kosten! Aber helfen werde es sicher, wenn der hl. Aloysius seinen Segen dazu verleihe.

Indessen, den Arzt für sein Weib zu rufen, fiel ihm nicht ein. Und in dieser ganzen Woche, während welcher er sie umhergehen sah wie ein der Gruft entstiegenes Gespenst, in all' dem Wirrwarr, welchen die Krankheit der Mauleselin im Hause verursachte, hatte er wiederholt sie angeschnauzt:

„Seht zu, daß auch Ihr noch krank werdet! dann haben wir die volle Bescheerung im Hause!"

Und das klang in seinem Munde wie eine Drohung.

So ergab sie sich denn, damit er sich nicht noch mehr versündige, darein, so zu sagen stehenden Fußes zu sterben, und leistete im Stalle Hilfe, obgleich der Geruch des Eiterbandes und der Kräuter ihr den Athem verlegte. Und des Nachts, wenn Don Michele, der in seinen Kleidern schlief, sich erhob, um nach dem armen Thiere zu sehen, ging sie hinter ihm her, halb ent-

kleidet, und mußte sich an die Mauer halten, um nicht umzusinken, so sehr machte es ihr Mühe, sich aufrecht zu erhalten.

An dem Morgen aber, als sie nicht mehr Kraft genug zum Aufstehen hatte, begann Don Michele zu brüllen.

Sie thue ihm das mit Fleiß! sein Verderben mache ihr ein Vergnügen! Sie sei immer zu nichts zu gebrauchen gewesen und deshalb gehe es auch in seinem Hause über Hals und Kopf abwärts! Und die da droben hätten es nur auf seine Mauleselin abgesehen — nicht auf sie — nein, auf sie nicht!

„Seid nur ruhig," sagte ihm die Aermste, „diesmal wird der Herr Euch erhören!"

Don Michele zuckte die Achseln und ging zur Mauleselin; die war inzwischen zum Skelet geworden und schleppte sich so zwischen Tod und Leben hin. Man hätte nicht zwei Soldi für sie gegeben.

Als Presia sich ein Herz faßte, ihm zu sagen, daß, während er zum Narren werde über der Mauleselin, die Frau daraufging, schrie Don Michele: „Zum Henker mit dir und deiner Frau!"

Presia ließ nicht ab:

„Wenn Don Antonio vorübergeht, werde ich ihm sagen heraufzukommen."

„Still!"

Und dabei drohte er ihr mit dem Halfterstrick.

Presia erhob ihre Stimme.

Die arme Frau werde noch vor der Mauleselin draufgehen!

Und er werde es auf dem Gewissen haben! Nicht einmal einen Hund würde man so verkümmern lassen.

„Still!"

Und Gott werde darüber in einem andern Leben Rechenschaft von ihm verlangen. Und Gott wisse wohl, warum er ihm nicht helfe.

„Still!!!"

Und deshalb verende ihm die Mauleselin; aber er habe noch Aergeres verdient. Christus der Herr sei gerecht.

Don Michele stellte sich zuletzt, als höre er sie nicht; mit dem Seil in der Hand kraute er die Stirn der Mauleselin, welche den Kopf so tief hängen ließ, als wollte sie den Erdboden küssen. Und als Frau Rosina, eine Nachbarin, kam, ihm zu sagen, er möge in die Stube hinauf kommen, der Arzt sei oben, da geberdete sich Don Michele wie ein wildes Thier und fluchte alle Engel und alle Heiligen und Seraphim und die Madonna vom Himmel herunter . . .

„O du gottverlassene arme Seele!"

Frau Rosina nahm Reißaus, sich bekreuzend:

„Ein Wunder, wenn dieses Haus nicht von Grund aus über den Haufen stürzt!"

Don Michele fand Don Antonio anwesend, der schon etwas auf einen Zettel geschrieben hatte.

„Aber wenn dies der erste Tag, daß sie das Bett hütet!"

Er konnte es nun einmal nicht glauben, daß es so schlimm mit seinem Weibe stehe, um sie sofort mit den Tröstungen der Kirche versehen zu müssen.

Als der Priester mit dem Allerheiligsten und mit der letzten Oelung kam, warf sich Don Michele zu Füßen des Bettes auf die Kniee, die Elbogen auf das Sitzbrett des Stuhls gestützt, den Kopf zwischen den Händen.

„Kinder sind nicht vorhanden und das Ihrige fällt an die Verwandten zurück," sagten die Gevatterinnen der Nachbarschaft unter sich, während der Priester der Kranken die heilige Wegzehrung spendete.

Don Michele, der das hörte, stieß schwere Seufzer aus.

„Er macht es wie das Krokodil, das erst einen Menschen umbringt und hernach Thränen vergießt!"

Ganz Mineo sagte so.

Zwölf Jahre habe er dies gottergebene Geschöpf gepeinigt, und jetzt endlich werde er sie los!

Das arme Weib lag ausgestreckt auf dem Bette, den Kopf tief in die Kissen vergraben, die Augen tief in den Höhlen, die Nase dunkel gefärbt, der Athem so beklemmt, daß sie schier außer sich gerieth. Kaum hatte der Priester sich entfernt, so winkte sie den Gatten herbei, und flüsterte ihm mit halberloschener Stimme in's Ohr:

„Seid Ihr jetzt zufrieden? Gott beschütze und erhalte Euch!“

Don Michele brach in eine Flut von Thränen aus. Warum spreche sie so? Habe er es denn nicht immer gut mit ihr gemeint? Und jetzt stehe er, so zu sagen, mitten auf der Straße, da er ja die Mitgift herausgeben müsse. Und wenn ihm die Mauleselin verende, so könne er sich aufhängen. Er habe auch schon daran gedacht. Er habe eine Schlinge in das Halfterseil gemacht und dasselbe an einen Balken des Daches geknüpft.

„O du Gottvergessener! Du wärest im Stande, das wirklich zu thun!“

Die Arme machte ihm Vorwürfe in sanftem Tone, indem sie ihn dabei ansah mit ihren trüben Augen, in welchen sich Mitleid und Vergebung spiegelte. Er aber fuhr fort, unter Thränen, die sein Gesicht überströmten.

Ja wohl, ja wohl! wenn ein Unglück geschehe — so gewiß es einen Gott gebe, er werde sich erhängen! — Aber die gnadenreiche Mutter der Kranken müsse ein Wunder thun! — Wenn nicht, ja dann werde er, bevor die Verwandten kämen, sein Haus zu plündern und die Mitgift zurückzuholen, die Schlinge im Halfterseil fertig machen, und dann würden Alle zufrieden sein!

„Willst Du verdammt werden, Gottloser?“ fragte ihn das Weib mit schwacher Stimme, mühsam eine Hand dabei hebend.

Don Michele hatte das Ansehen, als wolle er mit dem Kopfe gegen die Wand rennen vor Verzweiflung. Da rief das Weib, sehend, daß Presia, schmutzig und zerzaust wie sie war, sich die Augen mit der Schürze trocknete, diese zu sich und sagte ihr ein Wort, das diese sich wiederholen ließ, denn sie glaubte nicht recht gehört zu haben.

Später glaubten auch der Notar und die vier Zeugen im ersten Augenblick nicht recht gehört zu haben, als sie aus dem Munde des Weibes hörten, daß sie all' ihre Habe ihrem Manne hinterlassen wolle, mit der Verpflichtung, vier Messen an den vier Freitagen des März, und eine am Allerseelentage lesen zu lassen, Jahr für Jahr, so lange er lebe.

Während das Testament aufgesetzt wurde, war Don Michele, welcher sagte, daß ihm diese Scene das Herz zerreiße, zur Mauleselin gegangen, liebkoste sie und wusch ihr die Nüstern mit dem Poleiwasser.

Wenn nicht er daran denke, so könne das arme Vieh in der Noth verkommen; kein Mensch kümmere sich um dasselbe. „Armes Vieh! Jetzt wird die Frau nicht mehr herunterkommen, um dir mit eigenen Händen dein Mäßchen Gerste zu bringen!"

Die Mauleselin schüttelte des Wassers halber, das ihr in die Nasenlöcher drang, den Kopf, und schien ihm so zu antworten.

Wenn Don Michele nicht im Stalle war, so saß er am Bettende der Kranken, die Arme gekreuzt und den

Kopf gesenkt, ganz zerknirscht. Und mit dem Weibe wurde es nicht besser, nicht schlimmer; noch immer litt sie an der Beklemmung, die sie fast außer sich brachte.

Ach, wenn schon die gnadenreiche Mutter der Kranken das Wunder nicht thun wollte, warum müsse die gottselige Creatur noch länger leiden! Es sei ja ein Jammer anzusehen! Besser, die Gnadenreiche nehme sie zu sich in's himmlische Paradies!

„Natürlich! Nachdem sie ihr Testament gemacht, wäre es freilich besser, die gnadenreiche Mutter der Kranken nehme sie zu sich in's Paradies!"

Damit ging Presia fort in die Küche; denn gewisse Dinge konnte sie den Herrn nicht sagen hören; es wallte in ihr auf und sie war nicht sicher, ihre Zunge im Zaume halten zu können.

Der Arzt kam zweimal des Tages, und gab keine Hoffnung, weder zum Besseren, noch — zum Schlimmeren.

Nicht so Onkel Decu, der eines Morgens rund und nett erklärte, die Mauleselin werde den Abend nicht erleben, und es sei besser, daß sie hinter dem Castell den Hunden vorgeworfen werde, und daß man sie dahin noch mit den eigenen Füßen gehen lasse, statt zwei Taglöhner zu bezahlen, die ihren Leichnam dahin schleppen . . .

Don Michele konnte sich nicht beruhigen.

Eine Vierzig-Unzen-Mauleselin! . . . Ach, auf seinem Hause ruhte ein Fluch! Er wolle es vom Boden bis zum Giebel neu einsegnen lassen. Sein Weib, das ein Testament gemacht und alle Tröstungen der heiligen Kirche empfangen, komme davon! Und die Mauleselin, von der man glaubte sie müsse genesen, fressen die Hunde hinter dem Kastell! So gebe es also wirklich da droben Einen, der ihm auffässig sei?

II.

Meister Cosimo.

Seitdem sein Weib sich's in den Kopf gesetzt, die Dienste einer Pförtnerin im Nonnenkloster des „Allerheiligsten Erlösers" zu verrichten, war es mit dem Hausfrieden zu Ende.

Unter Berufung auf die Aebtissin und die Nonnen, welche sie hierhin und dorthin schickten, war das Weib den ganzen geschlagenen Tag außer dem Hause, und oft sah er, der Mann, sich in die Nothwendigkeit versetzt, Weibesgeschäfte zu verrichten, die Suppe zu kochen und auf die vier ausgelassenen Teufelsrangen Acht zu geben, welche verrätherischer Weise das Brot aufaßen

und zwischen dem Anger und dem Düngerhaufen, an der Mauer, ihr Unwesen trieben, nicht anders als vier Ferkel — die heilige Taufe ausgenommen!

„Wer dem Altare dient, der lebt vom Altare," pflegte ihm lachend auf seine Klage die Gevatterin Paola zu erwidern, die mit ihrem Spinnrocken in der Sonne saß.

„Erlogen ist's!" gab Meister Cosimo zurück, indem er seinen Hobel ruhen ließ. „Im Vertrauen sag' ich's Euch, mein Weib zerreißt an Schuhen mehr als sie verdient — auf mein christliches Ehrenwort! Die Nonnen sind wie die Mönche waren, als es da noch welche gab: einen Arm haben sie lang zum Nehmen, und den andern kurz zum Geben . . . Ich weiß, was ich sage!"

„Aber Ihr habt die Wohnung und den Laden umsonst" . . .

„Was frage ich darnach, wenn ich beinahe schon kein Weib mehr habe?"

Er war nun einmal darauf erpicht: er wollte sein Weib zur Seite haben, im Laden, wie früher. Daß er gewisse häusliche Verrichtungen auf sich nehmen mußte, weil dem Weibe die frommen Schwestern keinen freien Augenblick ließen, sondern sie vom Morgengrauen an beständig umherhetzten, das war nicht nach seinem Sinne, nein, und er brummte vom Morgen bis zum Abend, während er auf der Bank vor der Ladenthüre sich die Arme mit Hobeln und Sägen ausrenkte, um ein Paar Soldi zu verdienen.

Indessen, wenn die Nonnen über ihm am Eisengitter klopften, ließ er sogleich von seiner Arbeit ab, lief näher unter das Gitter, und entschuldigte sein Weib, daß es noch nicht zurück war.

Aber wenn die ehrwürdige Mutter Aebtissin etwas wolle . . .

„Bravo, Meister Cosimo! Wir möchten den Capellan hier haben.“

Und Meister Cosimo warf eiligst seinen Rock über und lief, den Capellan zu rufen, welcher in der Schenke Mezzo-Porco's Tarok spielte und ihm antwortete: „Ich komme! ich komme!“ ohne sich jemals zu rühren. Der Meister wußte das wohl, deshalb blieb er immer an der Thür zurück, und wiederholte von Zeit zu Zeit:

„Pater Capellan, die ehrwürdige Mutter Aebtissin wartet!“

Aber es war, als hätte er zur Mauer gesprochen. Don Gregorio fuhr fort sich heftig zu zanken mit Don Rosario, dem Partner, der das Spiel verdorben hatte! Und er vergaß Meister Cosimo, die Aebtissin, Alles. Er hätte auch Essen und Trinken vergessen, wenn er die Karten in der Hand hatte!

Das also ist der Gewinn davon, wenn man eine Klosterpförtnerin zur Frau hat! Der halbe Tag verloren um des Pater Capellans willen, der ihm zu guter Letzt gesagt hatte: „Geh und laß dich benedeien, du und deine ehrwürdige Mutter Aebtissin!“

So klagte Don Cosimo. Darauf sie: was wolle er denn eigentlich? Essen ohne zu arbeiten? Weit eher müßte sie sich beklagen, daß sie vor Müdigkeit ihre Beine nicht mehr spüre und keinen Athem mehr habe vor lauter Rufen in den Straßen: „Wer verkauft Eier?“ jetzt wo die Eier rar, und ihrer zwei nur für drei Soldi zu haben seien. Aber wenn sie sich nicht die Beine abgelaufen und die Stimme heiser geschrieen hätte, so hätte er nicht die Schüssel voll Maccaroni zu essen, die da vor ihm stehe, noch den von der Klosterschwester Maria Teresa geschenkten Wein zu trinken. Und gestern habe er ein Stück Fleisch gehabt, und Brod und Suppe habe er alle Tage .... mit welcher Stirn könne er auftreten und sich beklagen?

Meister Cosimo muckste in der That nicht mehr, wenn ihm seine Gattin in dieser Weise den Kopf wusch; denn sowohl ihre Stimme als ihre Person übten eine gewisse Gewalt über ihn aus; und dann verhielt es sich auch wirklich so, wie sie sagte: mit welcher Stirn könnte er auftreten und sich beklagen?

Aber den Morgen darauf begann er doch wieder von Neuem. Und wie er sie nach dem Markte und von dort zurück und hierhin und dorthin eilen sah, und die Nonnen vom Gitter her klopfen hörte, wenn sie bei irgend einem Auftrag, der Eile hatte, sich verspätete, da brummte er grimmiger als den Tag zuvor.

Das sei ein Hundeleben! Ein Hundeleben!

So daß am Ende die Leute anfingen, ihren Spaß mit ihm zu treiben und ihn zu stacheln:

„Meister Cosimo, habt Acht auf den neuen Capellan!"

„Meister Cosimo, habt Acht auf den Ignazio, den Sacristan!"

Das sagte man ihm so oft, daß er am Ende ernstlich zu überlegen anfing.

Wenn die Leute so redeten, so mußte doch etwas daran sein!

Und eines Tages verfügte er sich in's Sprechzimmer des Klosters und ließ die Mutter Aebtissin rufen:

Sie sollten sein Weib schicken, wohin sie wollten, nur nicht zum neuen Capellan — zu diesem nicht!

„Warum nicht, Meister Cosimo?"

„Zu diesem nicht!"

„Aber er möge doch sagen, warum nicht?"

„Zu diesem nicht – denn die Leute redeten Uebles."

Damit ging er und ließ die Aebtissin stehen, die sich bekreuzte, denn das konnte ja nur ein Teufelswerk, angezettelt gegen den Diener Gottes, sein.

Don Ignazio, der Sacristan, war in der Kirche und setzte den Kirchenschmuck für das Herz-Jesufest in Bereitschaft, da kam Meister Cosimo und sagte ihm in brüskem Tone:

„Höret, Don Ignazio: wenn ich Euch einmal mit meinem Weibe im Gespräch unter vier Augen finde. . ."

„Seid Ihr verrückt?" antwortete ihm der Sacristan zu oberst vom Altare herunter, mit den Stecknadeln zwischen den Zähnen.

„In der Sakristei darf sie mir nicht aus- und eingehen, denn da hat sie nichts zu schaffen. Wenn Ihr etwas braucht, so habt Ihr selber Hände und Füße. Dafür seid Ihr bezahlt. Mein Weib ist Pförtnerin bei den Nonnen ..."

„Seid Ihr verrückt?"

„Meinetwegen! So bin ich's! Aber wenn ich Euch beide zusammen in der Sacristei treffe, im Gespräch unter vier Augen — bei diesem Crucifix am Altare, das ich zu nennen nicht würdig, schwör' ich's Euch, ich spalte Euch den Schädel mit der Axt!"

Denselben Abend zankten sich die beiden Eheleute bis spät in der Nacht. Diesesmal gab Meister Cosimo nicht nach: „Zum neuen Capellan — zu diesem nicht!"

„Aber begreift Ihr denn nicht, daß die Leute nur so reden, um Euch in Wuth zu bringen?"

Nachdem man ihm einmal diesen Floh in's Ohr gesetzt, arbeitete Meister Cosimo auch nicht mehr gerne. Oft verließ er den Laden, um heimlich seinem Weibe zu folgen und zu sehen, ob sie nicht etwa zum neuen Capellan gehe. Ganz besonders war er übel zu sprechen auf Don Gregorio, der sein Amt als Capellan aufgeben

und nichts mehr mit den Nonnen zu schaffen haben wollte, des Tarokspiels wegen.

Seine Schuld sei's, klagte er, wenn er jetzt in solchen Nöthen stecke!

Er verzieh es ihm nicht, und sprach mit aller Welt über die Sache nicht anders, als ob er den neuen Capellan auf frischer That ertappt hätte, so daß dieser eines Tages ihn in seinem Laden aufsuchte, mit so weit geöffneten Nasenflügeln und so grimmigen Blicken, als ob er ihn lebendig verschlingen wollte, und so zu ihm anhob:

„Meister Trunkenbold! Wollt Ihr ein Ende machen, oder nicht, mit Euren Comödien?"

Meister Cosimo, so unversehns überrumpelt, stand da und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Aber ich . . . aber ich" . . . stammelte er.

„Schämt Ihr Euch nicht, mit eignem Munde Schande auf Euch zu laden und einen Diener Gottes zu verläumden? Ihr Saufaus! denn das seid Ihr!"

Zum Schlusse drohte er ihm, er werde, wenn er nicht ablasse, ihn verdientermaßen ohrfeigen, daß ihm die Wangen aufschwellen sollten.

Der arme Meister Cosimo war wie angedonnert, zum Theil auch, weil er doch einigen Respect vor dem geistlichen Kleide hatte, das der Capellan trug; später aber fand seine Gattin ihn beschäftigt, das Beil zu schleifen mit einem Gebrumme und Gegrunze — uh! uh! — während Cecco, der ältere Knabe, das Rad drehte.

„Das ist für Dich und Deinen Capellan!“ rief er ihr entgegen, als er sie eintreten sah.

Und fortfuhr er zu brummen und zu grunzen nach dem Tacte des sausenden Rades.

Frau Carmela ließ sich in keinen Streit mit ihm ein, sondern schickte sich an, das Mittagessen zu bereiten.

Gott der Herr wolle es nun einmal so. Sie müsse ihre Sünden dabei abbüßen. — Indessen fülle er sich den Wanst, und den Wein lasse er sich schmecken! — Aber wenn er es länger so treibe, so würden die Nonnen ihn und sie aus dem Hause und aus dem Laden jagen, dann wären sie auf's Pflaster gesetzt, und könnten verhungern, wie früher, mitsammt den vier unschuldigen Creaturen! Ob er denn gar kein Herz habe?

„Bin's zufrieden, zu verhungern!“ erwiderte Meister Cosimo, „aber Hahnrei will ich nicht sein! Das Beil da — siehst du? es schneidet jetzt wie ein Rasirmesser. Will ihm die Tonsur rasiren, Deinem lieben Pater Capellan!“

„O du Gottverlassener! Du Unchrist!“

Meister Cosimo schwang das spiegelblanke Beil.

„Hüt' dich! Ich hab' es eigens geschliffen!“ fuhr er hohnlachend mit verdrehten Augen fort, so daß die Kleinen Angst bekamen und zu kreischen anfingen; und auch Mutter Carmela entsetzte sich und lief schreiend zum Fenster:

„Hilfe! Hilfe! Er bringt mich um!“

In jener Nacht mußte Meister Cosimo, um seinen Rausch auszuschlafen, wie ihm der Brigadier auf der

Wache sagte, in der Kaserne auf dem Fußboden liegen; am folgenden Morgen wurde er vor den Syndicus gebracht, der ihm eine drei Viertelstunden lange Predigt hielt:

Wenn er beim Weine nicht Maß zu halten verstünde, so würde es ihn die Obrigkeit lehren!

„Schöne Obrigkeit! schönes Gesetz! Hahnrei und dazu noch geprügelt!"

So murmelte Meister Cosimo vor sich hin und ging mit gesenktem Haupt seiner Wege.

Der Pater Capellan hielt ihm gleichfalls eine scharfe Predigt:

Es seien das lauter Schändlichkeiten der Religionsfeinde von heutzutage, wo man nicht einmal den Namen Jesu Christi mehr hören will. Aber er habe, als guter Christ, ihm Böses mit Gutem vergolten. Bevor er jedoch hierüber Weiteres erfahre, solle er erst einen Bissen zu sich nehmen.

Meister Cosimo sagte nicht nein, wiewohl etwas argwöhnisch gemacht durch so viel Sanftmuth. Und während er das Brot eintunkte in die Pfanne mit geschmorten Eiern, welche die Schwester des Capellans auf dem mit einem Tuche gedeckten Tischchen im Vorzimmer vor ihn hingestellt, ging der Capellan in der Stube auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das weiße Käppchen auf dem Kopfe, wie man es bei Landleuten sieht, und mit den baumelnden Gürteltaschen um die Hüften.

Er wolle ihm Böses mit Gutem vergelten, er habe an ihn gedacht, nachdem Don Ignazio, der Sacristan, den Dienst in der Klosterkirche aufgegeben. Was er dazu sage? Sein Weib Pförtnerin und er Sacristan! Ob er nun zufrieden sei?

Das sei wohl nur Scherz?

Nein! er spreche im Ernste.

Ach, was verstehe er vom Dominu spopiscu?

„Wenn ich sage: Dominus vobiscum, so antwortet Ihr: Amen. In drei, vier Tagen will ich's Euch beibringen!"

Meister Cosimo hatte bei der Idee, sich mit der Halskrause und im Chorrock zu sehen, zu lachen angefangen.

Ach was! er wolle sein väterliches Handwerk fortbetreiben, das Tischlerhandwerk!

Aber eine Woche später ließ er, nachdem man ihm zugesetzt und wieder zugesetzt, sich bereden: und so hatte Meister Cosimo, statt dem Capellan die Tonsur mit dem eigens geschliffenen Beile zu rasiren, sich in einen Don Cosimo verwandelt, indem er den geistlichen Kragen umnahm, und sich den Kürbis von schwarzem Tuche auf den Kopf pflanzte. Die Leute lachten, wenn sie ihn über die Straße wandeln sahen, ernsthaft und steif, denn der Halskragen war ihm unbequem.

Er komme sich vor, sagte er selbst, wie der Corsicaner-Hund Saverio's, des Fleischers, mit welchem man Wildschweine abfing.

Sogar die Nonnen wanden sich vor Lachen oben auf dem Chore, wenn er durch die Kirche humpelte, im langen Rock und dem nachlässig übergeworfenen Chorhemd, und zwei Stunden lang seine liebe Noth hatte, die Kerzen des Hochaltares anzuzünden, so oft der Capellan den Segen geben mußte.

Aber was lag ihm am Gelächter der Leute! War es jetzt doch seine Sache, den Capellan zu holen, wenn man ihn brauchte und die bösen Zungen hatten nichts mehr über seine Gattin zu reden.

Nicht daß der Floh im Ohre aufgehört hätte, dann und wann ein wenig zu summen: aber Meister Cosimo beruhigte sich doch gleich wieder, indem er bedachte, daß er immer die Augen weit offen gehabt und niemals etwas bemerken gekonnt.

Gleichwohl fehlte es auch jetzt nicht an guten Christenmenschen, die ihn aufzubringen versuchten.

„Ein Schlaukopf, dieser Capellan! Er hat Euch Brot gegeben, um Euch den Mund damit zu stopfen!"

Und es war ein anderer Diener Gottes, der ihm das sagte. Aus Neid — weil man nicht ihn zum Capellan gemacht, statt jenes Andern!

Aber an dem Morgen, an welchem Don Cosimo — so nannte man ihn schon — seit einer Viertelstunde an die Thür des Capellans geklopft, ohne daß jemand

9*

gekommen wäre, ihm zu öffnen, und Nina, die „Henne" zubenannt, endlich ans Fenster kam, um ihm lachend zu sagen: „Euer Weib ist hier oben beim Pater Capellan — zur Beichte!" da schwamm es ihm wie ein Nebel vor den Augen und seine Kniee wurden schlaff . . . Er klopfte nicht länger, und mit bebendem Herzen verbarg er sich unter dem nahen Schwibbogen, um zu erspähen, ob es wahr, daß sein Weib oben zur Beichte. Die Zunge war ihm auf einmal trocken geworden und es war ihm als hätte er Gift im Munde.

„Ah, Nichtswürdige! Ah, schändlicher Priester!"

Er riß sich den verwünschten Kragen, der ihn erstickte, herunter und warf ihn zu Boden; er sah im Geiste vor seinen Augen das geschliffene Beil erglänzen, das in einem Winkel des Ladens aufbewahrt lag, und begann wie toll zu laufen, um es zu holen und jene Beiden damit in Stücke zu hauen.

„Laßt mich! laßt mich! ich bringe sie um!" schrie er, indem er sich von den Leuten, die ihn aufhielten, los zu machen versuchte.

Es gab ein Aergerniß! Aber die Freunde und Verwandten des Capellans verbreiteten die Nachricht, es sei der Wein, der den Mann seiner Vernunft beraubte, und Nina, „die Henne", theilte dem Brigadier der Wache mit, daß sie im Scherze dem Meister Cosimo gesagt, seine Frau sei oben zur Beichte, was sie, auf ihr Gewissen befragt, nicht als gewiß behaupten könne. Aber sie lächelte dabei in sich hinein, so daß der Brigadier,

der in gewisse Dinge sich nicht einmengen wollte, aus Friedensliebe dem Meister Cosimo zu verstehen gab, es sei besser sein Weib den Nonnen zu überlassen und seinen Laden anderswo aufzuschlagen, wenn er seinen eigenen Vortheil wahrnehmen und nicht in den Kerker wandern wolle.

Das Gesetz sei da für Alle und er müsse sich nicht mit eigenen Händen Gerechtigkeit verschaffen wollen.

Meister Cosimo ging vom Brigadier wie ein geprügelter Hund hinweg.

Wo war es denn aber, dies Gesetz für alle, wenn der Capellan ihm sein Weib genommen, und die Nonnen und die Mutter Aebtissin und sogar auch der Brigadier dem Capellan die Stange hielten?

Er konnte sich nicht überzeugen vom Dasein dieses Gesetzes, jetzt, wo er sich so ganz allein in dem ärmlichen finsteren Laden fand, den man ihm aus Barmherzigkeit überlassen, mit den wenigen Geräthen seines Handwerks, die an einer Wand hingen und den drei, vier armseligen Stücken Holz, die wahrlich keinen Weg versperrten.

Ach, die Arme waren ihm wie gebrochen! . . .

Er brachte seinen Tag auf den Stufen der Collegiatkirche hin, in der Sonne, mit der Pfeife im Munde,

bei sich selbst überlegend und Gespräche führend, wie ein Irrsinniger:

Wo es denn sei, dieses Gesetz für Alle?

„Hab' ich es Euch nicht gesagt?"

Und er habe geglaubt, daß jener Diener Gottes aus Neid Uebles rede, weil er nicht Capellan geworden anstatt des Andern!

„Ihr solltet zu Monsignore gehen," (sagte man ihm), „wenn er zur kirchlichen Visitation hieherkommt. Nur Monsignore (der Bischof) kann ihn ordentlich beim Schopfe nehmen, Euren Pater Capellan!"

Meister Cosimo schüttelte das Haupt, er hoffte auch von Monsignore nichts mehr:

Sei doch auch er ein Priester!

„Geht nur zu Monsignore! Geht zu Monsignore!"

Aber während Meister Cosimo in der Sonne lungerte mit der Pfeife im Munde, auf Monsignore wartend, der nicht kam, magerte er vor Hunger sichtlich ab, denn vom Himmel herunter konnten Quattrini für ihn nicht regnen und sein Weib war nicht mehr da, welches ihm die Suppe und den Wein der Klosterschwestern gebracht und die Kunden wurden rar, da sie sich schlecht bedient sahen.

„Macht Euren Frieden mit der Meisterin!" sagte ihm der Gevatter. „Ist doch nichts Wahres an der Sache! Darauf möcht' ich schwören bei San Giovanni!"

„Was? Nichts Wahres daran, daß sie . . . . zur Beichte gegangen? Und daß sie jeden Morgen dorthin

ging, unter dem Vorwande, ihm den Kaffee und den Zwieback der Aebtissin zu bringen?"

„Ach, was kümmert Ihr Euch um das Gerede der bösen Zungen!"

Darauf er: Er habe sich gekümmert um das, was er mit eigenen Augen gesehen. Und wenn Gott der Herr seine Hand nur einen Augenblick von ihm abgezogen hätte, so hätte er einen bösen Streich verübt, denn er habe nicht länger an sich halten können. Man sehe nur, wo er jetzt sich zum Schlafe hinstrecken müsse! Auf Streu, wie ein Vieh, während Jene sich in Betttücher wickle, die mit seinem Blute bezahlt sind!

„Wollt Ihr Eure Freiheit auf's Spiel setzen, Narr, der Ihr seid?"

Diesen Abend nahm er in der That das Beil wieder auf und begann es von Neuem zu schleifen.

Wenn Monsignore ihm nicht Gerechtigkeit verschaffe . . .

„Ihr solltet lieber weniger Wein trinken," sagte ihm der Gevatter. „Es ist der Wein, der Euch zu Kopfe steigt und Euch in's Verderben stürzt."

Er suchte sich zu betäuben, indem er trank und wieder trank, so oft er über ein paar Soldi verfügte. Und wenn er getrunken und seine Pfeife angezündet hatte, so predigte er gegen jenen Schurken von Priester, der ihm sein Weib geraubt und dabei doch jeden Morgen den Leib und das Blut Jesu Christi in sich hinein esse

und trinke! Aber, wenn Monsignore ihm nicht Gerechtigkeit verschaffte" . . .

Endlich kam Monsignore und Meister Cosimo wartete, bis er unter dem, vom Syndicus und den Beisitzern getragenen Baldachin und unter den Klängen der Musikbande, vor der Collegiatkirche angelangt war; und während Alle ihm die Hand küßten und Monsignore nicht einen Schritt vorwärts thun konnte in dem Gedränge der Weiber rings um ihn her, da begann Meister Cosimo zu schreien:

„Monsignore! Gerechtigkeit!"

Aber der Brigadier, der in der Nähe war, gab ihm eine tüchtige Maulschelle, und packte ihn bei der Schulter.

„Monsignore! Gerechtigkeit!"

Die Leute lachten zum Theil, andere riefen unwillig: „Still! still!" Es entstand eine große Verwirrung, weil Meister Cosimo, der um jeden Preis Gerechtigkeit haben wollte, sich toll geberdete, mit einer Hand die Kappe in der Luft schwenkend, sich auflehnend gegen den Brigadier . . . .

Die „Gerechtigkeit" wurde ihm dadurch, daß er auf Anordnung des Syndicus in's Gefängniß geworfen wurde, wo man ihn einen Tag und eine Nacht ließ.

So würde ihm der Nebel des Weins im Kopfe verrauchen.

In diesen vierundzwanzig Stunden war Meister Cosimo um zehn Jahre gealtert. Er hatte das Fieber, zitterte ganz, als ob von innen heraus ihn etwas schüttelte; und als dieses verzehrende Feuer in ihm zwei Tage gedauert, hatte er nicht mehr Kraft genug zu sprechen. Er jammerte und winselte auf jener harten Streu im Hintergrunde des ärmlichen finstern Ladens, wo er langsam verschmachtete, verlassen wie ein Hund, die Augen auf das Beil gerichtet, das an der Wand blinkte.

Ah, käme er nur wieder auf, so sollte seine Gerechtigkeit das Beil dort sein!

Noch im Tode ließ er die Augen darauf haften, fest, weit offen, so daß sie noch immer zu leben schienen.

Domenico Ciampoli.

Sylvanus.

Eine Novelle aus den Abruzzen.

I.

Während die Herden schönhaariger Ziegen und schwarzer Schafe die Kräuter auf den Gebreiten der grünen Hochebene abrupften, am Fuß grauer Felsen und zwischen den Schlehdornsträuchern, lag er bäuchlings auf dem Grat eines Bergvorsprungs, und schaute in die Tiefe der Thalniederung so aufmerksam nieder, als ob er die Spur eines Wildes verfolgte.

Die hochstehende Sonne warf ihre Strahlenpfeile; aber der Hirt mußte nichts davon spüren, daß dieselben ihm durch die Ziegenfelljacke drangen, oder auf den aus Hobelspänen verfertigten Hut fielen: mit den haarigen Fäusten stützte er sein Kinn, und schaute, schaute. Aus dem Abgrund, der von Fels zu Fels abstürzte, drangen kühle Lufthauche mit den scharfen Gerüchen des dunkelgrünen

Waldes gemischt, kam das dumpfe Gemurmel der lebendigen Wasser, welche von den Felsen entsprangen und in Cascaden durch die felsigen Engpfade hinunterrauschten, das Glockengeläute der Kühe von den fernen Wiesengründen, und von Zeit zu Zeit der Knall von Sprengungen, dessen Widerhall sich in den Bergpässen verhundertfachte. Der Hirt merkte, daß das Thal seit einiger Zeit nicht mehr dasselbe war. Einst floß da oben der Bergstrom breit und frei dahin, von Weiden- und Pappelgebüsch und saftigem Kräuticht umschattet; mit nackten Füßen überschritt man ihn auf glatten, nebeneinander gereihten Steinen. Auf der weißen Landstraße, die neben ihm hinläuft, erschien gegen Mittag die Postkutsche, in eine Staubwolke gehüllt, und verschwand gleich wieder in den Krümmungen des gegenüberliegenden Berges. Hie und da lag eine Hütte wie verloren zwischen Kreidefelsen und Farnkraut, und sandte eine anmuthige Spirale bläulichen Rauches in die Luft. Weidend schweiften Büffel- und Stutenherden umher, die Hirten und die Hirtinnen saßen unter den hundertjährigen Bucheichen, von Liebe plaudernd, oder unterhielten sich mit dem Wurfsteinspiel, oder mit der Schleuder, oder fischten mit Netzen und Angeln. Manchmal erklangen von den Bergeshalden, aus dem Schattengebüsch der Eichen ländliche Gesänge, langgedehnt, schwermüthig, weich, nicht unterbrochen vom Gewieher der Füllen und vom Gebrüll der Rinder. Einen stillen, heitern Frieden sog man mit den linden Lüften in sich,

und auch beim Wechsel der Jahreszeit, wenn dem laubigen Grün des Maimonds das Gewoge goldgelber Aehren folgte, den Aehren das fröhliche Getriebe in den Weingärten, der Weinlese Schnee, Fröste und Nordstürme, immer war der Friede heimisch gewesen auf dieser Bergeshöhe. Jetzt aber war's mit dem Frieden zu Ende. Eines Tages sah der Hirt Männer da unten Röhren aufpflanzen, das Gefild ausmessen, ihre Augen in gewisse Instrumente auf dreieckigen Gestellen versenken, gehen, kommen, sich ungeheuer viel zu schaffen machen. Was wollten denn diese Leute? Gehört das Thal nicht uns? Und was ist das für Rüstzeug? Die ganze Nacht dachte er an diese Männer. — „Wenn sie wiederkehren, sollen sie Schleuderwürfe zu kosten bekommen!" schloß er bei sich. Aber die Würfe blieben in der Schleuder, denn jene Männer kehrten bald darauf mit einem ganzen Heere von Werkleuten zurück, von Karstarbeitern und von Weibern, und vollführten einen Teufelsspectakel. Der Bergstrom wurde so eingeengt, daß er einem Mühlbach glich; die Bäume, die man gefällt hatte und auf dem trocknen Schlamm liegen ließ, wurden zu den Dämmen verwendet. Auf der Landstraße hielten oft Lastfuhren an, die Gäule mit Glöckchen behangen; sie brachten seltsames Werkgeräth, mit Rädern, Röhren, Stricken. Die Hütten gingen in Rauch auf und Häuser wuchsen empor mit nie gesehenem Gebälk, mit spitzigen, glänzenden Dächern und einer Fahne auf dem Giebel. Neben dem Steinhaufen an der Furt wurden

beiderseits tiefe Gräben aufgeworfen; die Herden, die Hirten und Hirtinnen zogen, verscheucht, sich auf die Höhen zurück, man sah nur mehr ein Gewimmel von Leuten in langen Beinkleidern, welche, gruppenweise, truppweise, schaarenweise geordnet, das Thal so zurichteten, daß kein Grashalm unversehrt blieb. Es war, als hätte sich ein Rudel Wölfe auf den Leib eines gefallenen Pferdes geworfen. Die Einen gruben Minen und sprengten die Felsen in tausend Splitter, Andere füllten die Gräben der Furt mit Backsteinen und richteten Brückenpfähle auf, wieder Andere füllten sumpfige Niederungen aus, noch Andere behauten Steine, das Weibervolk schleppte sich aufwärts und abwärts mit dem Material der Bauten und der Erdarbeiten, und sang dabei aus voller froher Brust.

Der Hirt vermochte seine Augen gar nicht abzuwenden von da unten. Jeder Knall einer Mine, jeder Schlag einer Spitzhaue, jeder Klang eines Ritornells war ihm wie ein Messerstich zwischen den Rippen. All' diese Orte, nun so entstellt von jenem Volk, er kannte sie wie die Innenfläche seiner Hand, Stein für Stein, Kraut für Kraut, und es war ihm zur Qual, das Alles so verwüstet zu sehen. Auf Augenblicke wurde der Schmerz in ihm zur Wuth, er ballte die Faust, knirschte mit den Zähnen und schwang seinen Eisenstab. Aber es waren ihrer so viele! . . . Mit einer Art von Betäubung starrte er hinab. Was wollten sie denn unten? Und wer machte sie zu Herren dieser Gegend? Und

warum halfen ihnen die Landleute selber? ... Einmal richtete er sich plötzlich auf, ergriff einen Stein, legte ihn an die Schleuder, ließ diese kreisen in der Luft, und — fort flog er. Der Hirt verfolgte den Flug desselben, und nachdem er einen Arbeiter zu Boden stürzen gesehen, streckte er sich hin auf's Angesicht und stieß ein wildes Gelächter aus. Jener Arbeiter hatte die Mauersteine eines alten Häuschens einen nach dem andern fortgewälzt, die hernach, von den Arbeiterinnen zusammengeschleppt, die Gruben ausfüllen mußten; und jenes Häuschen, es hatte einst dem Hirten gehört. So hatte er es lieb, wie man eine alte Großmutter lieb hat. Wenn er in's Thal hinunterstieg, setzte er sich gern auf einen breiten Steinblock, wo zu ihrer Zeit sein Vater und seine Mutter sich hingesetzt, um die Sterne zu betrachten und nach Zeichen schönen Wetters zu spähen. Siegreich hatte das Heidekraut das verfallene Mauerwerk überwuchert; von Moos waren die Wände wie gestickt, die Eidechsen huschten im Kräuticht des Erdgeschosses hin: aber er fühlte sich dort behaglich, wie nach einem langen Arbeitstage, ließ sich's wohl sein im Schatten einer Erle. Die Zerstörung auch dieser armseligen Mauern mitansehen zu müssen, das war zu viel für ihn, und so hatte er den Schleuderwurf gethan ....

„So ist's!" — sprach er zu sich — „das arme Volk verliert Alles; es stirbt, und läßt, wie das Vieh, kein Erbe hinter sich." Und er rief sich die Erzählung seines

Vaters in's Gedächtniß zurück, wie er jenes Häuschen errichtet hatte! Arm war der Vater gewesen, wie ein dürrer Dornstrauch, und wie ein Dornstrauch eine Wollflocke dem vorübergehenden Schäfchen raubt, so hatte er sein Weib der Mutter geraubt, welche sie ihm versagte.

Eine Zeit lang lebten sie, wie herrenlose Hunde, im Waldesdickicht, in den Höhlen des Gebirgs, von wilden Früchten sich nährend; hernach, beim Eintritt der Herbstnebel, beschlossen sie ein Häuschen zu bauen; sie sammelten die Steine, er grub Erde aus, führte die Mauern mit Schlamm, Stoppeln und Hundsgras auf. Tag und Nacht arbeiteten sie und nachdem sie auch Reisig im Holze gesammelt, errichteten sie das Dach mit dürren Aesten, Blättern, Binsen und Röhricht. Ihr erstes und einziges Bett war ein hohes Lager von dürren Blättern; die erste Thür der Hütte war ein Zaun von spitzigen Schlehdornzweigen; die ihnen so gut, wie das Gebiß eines Hundes, zum Schutz dienten. Sie aßen, was der liebe Gott wollte, und manchmal wollte der liebe Gott, daß sie gar nichts äßen. Aber sie hatten einander lieb und lebten so hin, wie die Thiere des Waldes. Wenigstens lernten sie keinen Herrn kennen. O die Herren! . . . Nach Jahresfrist wurde auf jenem armseligen trocknen Blätterlager ein Knäblein geboren, gerade zu Weihnachten. Aber in diesem Stalle fand sich kein Oechslein und kein Eselein, das Kind zu erwärmen, und es hatte nichts außer der magern Brust seiner Mutter. Dann ging der Vater

aus zu jagen wie ein Wolf: lange blieb er aus und nie kehrte er mit leeren Händen heim. Einmal schoß er, in Ermangelung von etwas Besserem, einen Geierfalken, und als er ihn aufschnitt, fand er im Kropfe desselben ein Schlänglein, das sich noch regte. Aber von Geierfalken lebt man nicht, und so mußte er denn das harte Brod als Tagelöhner verdienen, er, der bis dahin frei gelebt hatte wie ein Sperber. Das Knäblein, aus welchem später Masu, der Hirt wurde, — bekam wachsend mehr Blut als Milch zu saugen, und indem er so darauf lossaugte, nahm seine Mutter ab wie eine Espe im Schatten, aber sie tröstete sich mit dem Anblick des Sohnes, der feist und stark wurde, wie sie sich einen geträumt vor der Flucht mit dem Gatten. Der Vater kehrte bisweilen des Abends finsterblickend heim, wie eine sturmschwangere Wolke, warf seinen Karst in den Winkel, und gab nicht einmal Antwort auf die Worte der Mutter. Es war ein hochgewachsener, knochiger Bauer, ein echter Sohn der Berge, der, gewöhnt an die Felsschroffen, in der Ebene zu ersticken glaubte; aber für sein Weib wäre er mit bloßen Füßen in die Hölle gegangen. Gab es keine Arbeit und war Alles bedeckt von Schnee, dann dachte er wohl daran in die Fremde zu gehen, wie die Andern, zum „Tavoliere“ oder in die pontinischen Sümpfe; aber es kam nie dazu, denn sein Weib schaute ihn an mit den glühenden Augen einer „schmerzhaften Mutter Maria“. Lange, kalte, dunkle Tage waren es: Das Weib nährte ein beständiges

Feuerchen für das Kind, dafür machte aber der Rauch es blind, und öffnete man, um diesen hinauszulassen, die Thür, so jagten die Stöße des Nordwinds das Schneegestöber in's Gemach. Maisbrod und Kichererbsensuppe war eine Seltenheit: für gewöhnlich lebte man von wilden Kastanien, die man im Walde auflas, oder rothen Kartoffeln, die man einkaufte mit dem Erlös eines in der Schlinge gefangenen Hasen. Hilfe war von Niemand zu erwarten; trostlos wie die nackte Landschaft war die Einsamkeit: in den andern Hütten ließ das Elend die Armen einfrieren oder trieb sie zum Diebstahl. Die ersten Brigantenrufe ließen sich zugleich mit dem Echo der Flintenschüsse vernehmen. — „Sie erschlagen die Herren!" hatte eines Tages der Vater bei der Rückkehr in die Hütte gesagt: „und fortan werden wir alle gleich sein; denn da unten, weit von hier, machen sie die Republik!" Dabei schärfte er die Hacke am Wetzstein, während die Mutter im Stillen weinte. Dann hatte er, die Schneide an den Schwielen seiner Hände prüfend, hinzugefügt: „Canu ist im Flachland, um seine Schwester zu rächen, weißt du? die sich ertränkte, wie eine Hündin, im Sumpf von Naccio, schwanger von ihrem Herrn. Und Beppe Canu leistet ihm Gesellschaft, um nicht länger Bauer zu sein, da es besser ist als Brigant zu leben trotz Hölle und Teufel. Was bleibt uns? Die Verzweiflung. Sie rauben uns Alles: die Herden, die Ernten, die Töchter, die Weiber; und muckst du, so werfen sie dich in den Diebskotter,

wie den alten Nicu; drum ist sein Sohn nun auch Brigant geworden und wird das Herz seines Herrn zu Wurstfleisch hacken!"

Den ganzen Rest des Tages blieb er stumm; am Abend verschwand er, und man sah ihn nur selten wieder, wie einen Kometen. Zuletzt kam er gar nicht mehr zurück. Vielleicht haben sie ihn erschlagen in einem Waldesdickicht, oder er ist nach Amerika gegangen. Der Knabe wurde groß, die Mutter schwindsüchtig; zuletzt machte der Bursch den Schaf- und Ziegenhirten, um seiner Mutter ein bischen Milch zu verschaffen, da ihr nichts Andres half: und er entfernte sich kaum einen Steinwurf weit von ihr, aus Furcht, sie könne ihm davonfliegen wie eine weiße Taube, und er müsse allein in der Welt zurückbleiben wie ein Landstreicherkind, ohne die gute Mutter, die den Vater jede Nacht auf ihren Knieen erwartete, weinend und betend, und die in ewiger Angst lebte, wie Einer, der einen Mord begangen. Aber er kam nicht, der Vater. Eines Abends, bei Sonnenuntergang, wollte sie den Grat einer Berges-höhe besteigen, um den Blick in die Ferne schweifen zu lassen, und zu sehen, ob er nicht heimkehre; man mußte sie stützen, tragen — sie war leicht wie eine Flaumfeder. Als sie bei dem „Diebskreuz" anlangte, unweit von der Stelle, wo gegenwärtig der Hirt sich aufhält, machte sie Halt, setzte sich und lächelte traurig, in's Thal hinunter-blickend: — „Er kommt nicht," seufzte sie; hernach dem Sohn in's Auge sehend: „Lege mich hier unter das

Kreuz, wenn ich sterbe," sagte sie. Der Sohn trocknete sich die Augen, aus welchen die Thränen reichlich strömten, und ging, die scheckige Ziege zu melken und frische Milch zu bringen; aber die frische Milch trank das Erdreich, denn als er der Mutter sich näherte, da war sie starr wie Eis und sprach nicht mehr, blickte nur mit den erloschenen Augen in die weite, weite Ferne hinaus, um zu sehen, ob der Gatte nicht heimkehre. Er rief sie an und schluchzte und schlug mit der Faust gegen die Stirne, aber ringsum herrschte tiefes Schweigen, düster und schaurig. Drunten in den Dörfern hallte in langsamen Klängen das Ave Maria: in's Paradies entflohen war die Seele der Mutter mit einem dieser Glockenklänge. Er kniete neben ihr eine Zeit lang, hatte keinen Blick für die Herde, die sich um ihn her gesammelt; und als er hernach das Haupt erhob, sah er das bleiche Angesicht der Mutter von Licht umflossen: die Bergeshöhen erglänzten wie unten der Fluß, über den sich eine silberne Brücke zu legen schien. Es war das Licht des Mondes, der im reinen, tiefen Nachthimmel schwebte. Er bettete die Mutter auf Gras und Kräuter, gab ihr unter das Haupt ein Kissen von Thymian und Rosmarin, drückte ihr die Augen zu und kreuzte ihr die Hände auf der Brust. Taumelnd wie ein Berauschter sprang er fort, um unter dem „Diebskreuze" das Grab für sie zu höhlen. Er lockerte Steine mit den Händen, untergrub sie mit dem Eisenstabe, und ließ sie dann zwischen den zerklüfteten Felsen hinrollen:

er fand eine Art von Trost in diesem wüsten wilden Thun. Bisweilen erhob er das Haupt, um die Todte zu betrachten: da lag sie, noch immer wie schlummernd, das Mondlicht im Angesicht. Der scharfe Ton des Eisenstabes auf dem Gestein klang in dieser schweigenden Oede wie ein Falkenschrei, und ihn selber traf er, wie ein Faustschlag vor die Brust. So war sie also todt, die Mutter? Todt? Und was hieß das, Sterben? Er dachte, das hieße keinen Boden mehr unter den Füßen spüren und fallen, fallen, fallen in einen finstern, schwarzen, schweigenden, unendlichen Raum. Plötzlich überfiel ihn eine Angst: eine Gänsehaut überlief ihn und sein Haar sträubte sich: alle düstern Phantasiebilder der Bergbewohner wurden um ihn her lebendig im Spiele der Schatten und Lichter; mit Gespenstern bevölkerte sich der Berg, und er flüchtete sich zitternd in die Nähe der Mutter, sich bekreuzend, wie ein Kind. Aber er ermannte sich, es war ja nichts; er kehrte zum Grabe zurück und grub weiter; da stieß er auf das harte Felsgestein, das ihn glatter Marmor däuchte. Er reinigte es mit den Händen, raufte die Gräser aus, die über den Rand der Grube hingen, und machte sich daran, zwei Eichenäste, bedeckt mit Heidelbeergesträuch, in Gestalt eines Kreuzes zusammenzufügen. So erwartete er, zur Seite der Mutter sitzend, das Morgengrauen; der nächtliche Windhauch wehte scharf ihm in's Gesicht und schien gleichsam zu gefrieren im kalten Mondlicht. Er glaubte, seine Mutter könne noch leiden, zog seinen

Rock aus und bedeckte sie damit. Er meinte, daß die Todten, welche bei Nacht begraben werden, das ewige Licht nicht sehen. Als aber der Himmel sich hellgrau färbte und der Mond unterging, errichtete er in der Grube ein schönes Lager von duftigen Kräutern, und bettete die Mutter darauf, seine arme Mutter; dann kauerte er sich auf den Boden nieder, nicht wissend, was er weiter beginnen sollte. Erst die „Bastarda", die mit ihren Schafen da hinauf kam, bedeckte das Gesicht der Todten mit Blumen und mit der Schürze, und begrub sie dann, und nachdem sie das „Diebskreuz" an seinen Platz zurückgebracht, führte sie den Jungen, der mehr todt als lebendig war, hinweg, denn seine Schafe hatten sich verlaufen, so daß er den ganzen Tag brauchte, sie wieder zusammenzubringen, und behielt ihn dann bei sich in der „schwarzen Grotte". Und der Knabe wollte von da an nicht wieder in seiner väterlichen Hütte leben; wo die Mutter nicht mehr war, wo beständig der Nordwind pfiff und die Reiser des Dachs, die dürren Blätter entführte, auf welchen er geboren war. Und nun trugen jene Andern da unten die letzten Steine weg, und Masu, dem Schafhirten, blieb nichts mehr, als der Himmel über ihm und die Erde unter seinen Füßen.

O wie viele Thränen vergoß Masu dort auf dem moosigen Steine, indem er an das Leid dieser Tage gedachte und sein schönes Thal immer mehr sich verändern sah! Es war ja wirklich sein, das schöne Thal, denn er war da geboren und aufgewachsen, hatte da

gelitten und seine Eltern verloren, und Niemand liebte mehr als er den unglückseligen Ort, wo jeder Stein ihm werth war wie ein Stück Brod. Als er den letzten Stein seines Häuschens verschwinden sah, da richtete er sich wie ein Standbild auf über dem steilen Abhang, schleuderte jenem Volke einen Fluch zu, und verlor sich im Walde, heulend wie ein Wolf, mit lauter Stimme die „Bastarda" rufend.

II.

Die Bastarda war ein starkes Mädchen, hoch gewachsen, barfuß, mit mächtigen Armen und voller Brust, mit einem Rocke, der in Fetzen hing, mit schwarzen, zerrauften und gekräuselten Haaren, welche ihr in freien Flechten auf die halbnackten, von Sonne und Frost gebräunten Schultern herabhingen. Sie war Hirtin gestohlener Schafe und lebte frei in den Wäldern, wild wie ein zaumloses Füllen. Die Weiber der nahen Dörfer hatten von ihr reden hören, wie von einer häßlichen Hexe oder schwarzäugigen Fee und fürchteten sich vor ihr; die Holzarbeiterinnen flohen, wenn sie ihr begegneten, oder verbargen sich im Dickicht. Selbst die Männer zitterten vor ihr; denn sie hatte in ihrem Wesen und in den Augen einen gewissen bösen Zauber, um alle mit Blitzesschnelle verliebt zu machen und sie dann in die Todsünde zu verstricken. Wo sie geboren

war? Woher sie gekommen? Man wußte es nicht genau; seit zehn Jahren hatte man sie die Sümpfe durchwaten, unter dem Dorngestrüpp mit allen Dorfjungen sich herumtreiben gesehen, und man nannte sie die „Bastarda", denn die Tante Rosalia, welche mit sechzig Jahren noch unverheiratet war, hatte sie mit der Milch ihrer Eselin aufgezogen. Tante Rosalia starb, da schlug die Bastarda sich in den Wald und dann — wer mehr zu sagen weiß, mag es sagen. Seltsame Reden machten von ihr die Runde, so daß es eine Schande war, dieselben anzuhören, und daß die Hirten und Holzhauer große Lust bekamen, ihr nachzulaufen, sich auf ihrer Spur zu verlieren in den düsteren Engpässen des Waldgebirges. Der Pfarrer, der sich immer in Alles mischt, hielt sogar eine Predigt gegen sie und nannte sie mit so wunderlichen Namen, daß das Wort des Herrn weniger vermochte, als ihre Reize, und die Sache nur ärger machte. Einige versichern, der Pfarrer selbst sei gegangen, sie aufzusuchen, um sie zum Besuche der Kirche zu bewegen, sie zu bekehren, habe aber einen ungeheuren Mißerfolg davon getragen, denn von Kirchen und Heiligen wollte sie nichts wissen, setzte auch nie einen Fuß in die Flecken und in die Weiler, nicht einmal, wenn die Wölfe dahin kamen, durch den Hunger des schneeigen Winters getrieben.

Als Masu, der Hirt, von ihr in die schwarze Grotte geführt wurde, schaute er ihr in's Gesicht, und ohne sie jemals gesehen zu haben, rief er: „Du bist die Bastarda!"

So gut hatte man sie ihm geschildert. Und die Bastarda erwiderte: „Ja, ich bin die Bastarda.“ Und als ihn dabei eine Betäubung überkam, wie einen Berauschten, drückte sie ihn heftig an die Brust, wobei ihre Augen seltsam leuchteten, als ob sie in Einem weinte und lachte. Dann führte sie ihn an der Hand die schwarze Grotte entlang, wo man die Hand nicht vor den Augen sieht, und nach vielen Windungen und Wendungen, nach vielem Aufwärts- und Abwärtssteigen gelangten sie in ein hübsches Gemach, aus Felsgestein gebildet, ganz hell, denn das Licht drang von oben schräg herein, durch eine entfernte Felsenspalte. Es gab da drinnen Ziegenfelle, wie Teppiche auf den Boden ausgebreitet, und Schaffelle als Matratze, dazu einen Haufen Nüsse, Mandeln und andere Früchte; an den Mauern hingen Hammelsviertel, an der Julisonne gedörrt, welche nach Rosmarin und Minze dufteten. In einem andern Winkel lag ein Beil auf einem Stoß wurmstichigen Holzes. Aber der Hirt sah von alledem nichts. Das Herz war ihm bedrängt, wie einem Wolfe im Fangeisen. Sein Haupt glühte wie ein Feuerofen. Die Augen weit geöffnet, brennend, hatte er sich auf die Ziegenfelle niedergekauert; die Bastarda hatte sich zu seinen Füßen vornüber hingestreckt und betrachtete ihn mit ihren Rabenaugen, die ihn anzogen, wie der Blick einer Schlange die Drossel. . . .

Seit jenem Tage lebten die Zwei vereint wie ihre Herden; sie schweiften umher an den Felsenzinken, warfen

mit der Schleuder, verfolgten einander durchs Dorngestrüpp. Dann aßen sie Erdbeeren und Maulbeeren auf zartem Moos im Schatten der Eichen, ließen dabei die derben, schwieligen Füße baumeln in der glashellen Fluth eines Bächleins, wo Pflanzen in Büscheln, wie wallendes Hauptthaar, sich auf dem Wasser wiegten. Manchesmal verschwand die Bastarda auf kurze Zeit; Masu rief sie mit lauter Stimme: er fürchtete sich jetzt allein zu sein, unsichern Trittes ging er für sich hin, der Wald hatte ein verändertes Aussehen, er konnte ihn nicht mehr durchstreifen, ohne sich zu verirren. Auf seinen Ruf antwortete zuweilen der Ruf des Kuckucks, das Geheul des Wolfes, das Geschrei des Falken, der Triller der Nachtigall. „Sie ist's!" sagte Masu und suchte sie im Dickicht des Dorngesträuchs, unter dem Laubwerk der Steineichen, im Nadelgehölz, hinter den Felsen, warf mit Kieseln nach allen Richtungen, sie aufzujagen.

Manchesmal gelang ihm dies, und dann gab es Sprünge und Schwünge, ein sich Losreißen und sich Verfolgen, Kämpfe und Zärtlichkeiten. Wenn er verzweifelte, sie zu finden, so legte auch er sich in den Hinterhalt, auf den Bauch gestreckt, und wartete, die Nägel in's Erdreich bohrend, den Blick gespannt, die Lippen geöffnet. Da sah er sie gemach von einem Baumwipfel heruntergleiten, aus einem Graben hervorkommen, zwischen Farrenkraut oder Ginster sich durchschlängeln, von einem Steinblock herabspringen, sich drehen und

winden, nach Luft schnappen mit den breiten Nasenflügeln und zusammengepreßten Lippen. Welch' ein Fest war dann das Wiederfinden! . . .

So lebten sie von Sonne, Luft, Liebe — frei und glücklich. Von da oben bei den glänzenden Sonnenuntergängen, welche die hellsten Aussichten in die weiteste Ferne gestatteten, betrachteten sie den Rest der Welt wie einen verwirrten Traum, an den man sich beständig erinnert, und sie empfanden Angst davor. Die Bastarda konnte jedoch nicht umhin, eine große Neugier zu verrathen! schön mußte es sein, das Meer, jener blaue Streifen, der mit dem Horizont zusammenfließt, und die großen Städte, und jene Thürme, die man unendliche Meilen weit noch immer sieht. . . . „Laß uns in die weite Welt gehen!" hatte sie eines Tages zu Masu gesagt. Dieser war über das Wort erschrocken, aber den Tag darauf hatte er mit einem großen Stück Käse von einem Drechsler eine Querpfeife eingehandelt. Mit Querpfeife und Schalmei ziehen ja so viele durch die Welt und führen ein Leben wie Herren! Aber es war ihm nicht gelungen, das Weihnachtsliedchen spielen zu lernen, und aus dem Gang in die weite Welt war nichts geworden: nur eine große Unzufriedenheit mit sich war ihm davon in der Seele zurückgeblieben. Ein anderes mal war eine Neuvermählte, ganz in Gold und Seide gehüllt, in's Thal hinabgewandert: die Beiden hatten sie vom Diebskreuze aus erblickt, und lange war die Bastarda geblieben, ihr

nachzusehen, auch als der kleine Brautzug schon im Abendnebel verschwunden war.

„Wie armselig ich aussehe!“ hatte sie hernach zu wiederholtenmalen gedacht, mit einem Blick auf ihren Rock, der zerfetzt in Fransen niederhing, auf die halbentblößte Brust und die großen unbeschuhten Füße. Und in der Nacht hatte sie nicht eine Minute geschlafen, als ob sie auf Nesseln gelegen wäre. Masu hatte sich schlafend gestellt und sie seufzen gehört und dazu geschwiegen: war doch er daran schuld, weil es ihm nicht gelungen, für den Gang in die Welt die Querpfeife spielen zu lernen. Dann war sie vor Tagesanbruch aufgestanden, und — weg war sie. Masu fand keine Ruhe; er führte seine Thiere auf die Weide, aber nach einem Schafe, das sich von der Herde entfernte, warf er einen Stein, der es wie todt zu Boden streckte. Dann setzte er sich auf einen Holzblock, und blies aus Leibeskräften in die Querpfeife hinein, als ob er in dieselbe seine tiefste Seele ausschütten wollte. Er blies noch, als seinen Rücken ein Steinwurf traf, der ihm nicht sonderlich wehe that. „Das kommt aus dem Dickicht,“ sagte er, hob den Kiesel auf und lief dahin. Da stand die Bastarda vor ihm ganz mit Blumen bekränzt: zwischen den Haaren, längs der Flechten, die Brust hinab und um die Mitte des Leibes verschlangen sich, hingen nieder und ragten empor Gänseblümchen, gefleckte Lilien, Ginster, Mohnblumen, Klatschrosen, Büschel von gelben Veilchen, von Blüthen der Wald-

rebe, von Wachholderbeeren, Schierlingsdolden: ein Bachanal von Farben und Düften. Masu stieß einen Schrei aus und faßte sie um die Mitte, ohne ein Wort zu sagen. Dann rief er wiederholt, noch ängstlich bewegt, sie küssend, und die Düfte in sich ziehend: „Du bist schön! o du bist schön!" Dabei zitterten ihm Glieder und Stimme. „Schöner als die Braut gestern?" fragte sie lächelnd und preßte die Lippen zusammen. Masu wußte sich gar nicht mehr an die Braut zu erinnern. „Schöner als die Braut, — schöner als Alle!" rief er dann und streckte sich zu ihren Füßen hin. Das stachliche, kühle Dickicht ließ das Sonnenlicht wie durch ein Sieb dringen: wie goldener Staub fiel es auf die Liebenden herein. Ringsum flüsterte der dichte Wald auf der Höhe im Windeshauch, die leichten dürren Blätter knisterten wie seidenes Gewand; in der Ferne ließ ein Specht die Dornbüsche entlang seinen metallischen Laut vernehmen, im schattigen Grün weidete still die Herde und die Luft schien von wonnigen Aromen gesättigt.

Die Bastarda empfand nicht den Schmerz Masu's, als man kam, das schöne Thal zu verwüsten. An dem Tage, als er von der Spitze des Diebskreuzes hinweg gelaufen war, nach ihr rufend, heulend wie eine Bärin mit leeren Zitzen, saß sie eben rittlings auf dem Ast einer Eiche, welche sich zu dem Abgrund hinunterneigte, und betrachtete mit einem unbestimmten Lustgefühl das Kommen und Gehen der Arbeiter, die Reihen ländlicher Weiber mit der Last von Erde oder Kalk auf dem Kopfe,

die Holzbaracken, mit den Fähnlein darauf, vernahm mit einem Freudenausruf den Knall der Minen und den fernen Liedergesang, welcher ganz anders klang als die üblichen Ritornelle. Sie dachte daran, auch da hinabzulaufen, sich unter die Menge zu mischen, um zu sehen, was denn dies Rädergeroll bedeute, diese Röhren, aus welchen das Wasser des Flusses sprang, und was jene Herren mit den langen Beinkleidern untereinander redeten. Die Qual Masu's machte sie lachen, sie wußte nicht warum. O diese Hütte aus Stroh und Schlamm war es werth, daß man darüber sich ereiferte! Ein großer Schatz war da verloren! Masu konnte ihr nicht deutlich machen, was er im Herzen fühlte und was ihm die Kehle zusammenschnürte; es schmerzte ihn eben, wie wenn einer ihm ein Schaf geraubt, oder ihm einen Messerstich versetzt hätte. Was verstand davon die Bastarda? Sie wußte ja gar nicht, wo ihr Vater und ihre Mutter waren, und die arme Tante Rosalia war nach der Eselin gestorben, bei deren Milch das Kind aufgezogen wurde. So zog er sich denn in sich selbst zurück, wie eine schlafende Schlange und ließ nichts weiter merken. Die Bastarda schmollte gleichfalls und wie ihm zum Trotze, stieg sie den Tag darauf zum „Eichenfels" hinab, der näher dem Thale liegt, und am zweiten Tage wagte sie sich bis zu den Kastanienbäumen der Furt hinunter. Masu empfand das wie einen Dorn im Herzen, aber er sprach kein Wort. Sie dagegen erzählte ihm von den Wundern, die sie

geschaut, von der großen Brücke, die man errichtete, von den Eisenstangen, welche in Haufen längs der Straße geschichtet lagen; sie überhäufte ihn mit Liebkosungen und wollte ihn mit sich herunterführen, nur auf einen Augenblick, gewiß nur auf einen kleinen Augenblick. Masu war anfangs nicht zu bewegen, dann stieg er bis zum Eichenfels hinunter, nicht weiter, und es kam ihm eine tolle Lust, mit Steinwürfen nach jenen Schuften zu zielen, welche machten, daß er nicht einmal das Wasser des Flusses wieder erkannte, da es schmutzig wie eine Schlammlache geworden war. Die Bastarda lachte und zog ihn bei den Haaren und schleppte ihn weiter, indem sie ihn „Fanghund" schalt und „gefleckter Sperber" und „Luchs", und pflanzte ihm in das Blut jenes unselige Fieber, das ihn nicht mehr verlassen sollte.

Eines Morgens, bei Sonnenaufgang, als das Paar mit Melken beschäftigt war, hörte die Bastarda Stimmen im Walde; sie lauschte mit gespanntem Ohr und machte Masu darauf aufmerksam. Es waren ihrer Viele, die da zusammen sprachen; dann vernahm man ein Klingen von Aexten, ein Knarren von Sägen, einen Teufelslärm. Christus und alle Heiligen! Sie fällten die Eichen! Masu überließ sich seinem Unmuth auf den Felsen, erbleichte, zitterte; die Bastarda sah zu; war eine Eiche gefällt, so warfen sich hundert Personen mit Beilen über sie her, hieben die Zweige ab, zersägten sie rechtwinklig, und schichteten die geraden, beinahe glatt gehauenen Hölzer über einander auf.

In einem einzigen Tage fielen unter den Händen jener Tiger ein paar Dutzend Eichen; hoch aufgethürmt lag das Holz, und die Bastarda hörte, daß man es bald in's Thal hinunterschaffen würde: Masu sammelte die Herde, zog noch höher hinauf und verharrte in Schweigen. Man hatte ihm die väterliche Hütte fortgerollt, jetzt vergriff man sich auch an dem Walde; nicht einmal die Steine hatten sie ihm gelassen, sich den Kopf damit zu zerschmettern. Und sie lachten dazu und sangen und ließen sich's wohl sein. Die Bastarda war mit Masu bergaufwärts gezogen, ihre Blicke aber schweiften immer in's Thal hinab. Masu beobachtete sie lauernd. Eines Tages sah er sie mit einem ländlichen Weibe sprechen, welches unter jenen Leuten für Taglohn arbeitete: „Wenn Du zu ihnen gehst, erschlage ich Dich!" sagte er ihr darauf mit finsterer Miene. „Nein, nein," antwortete die Bastarda lebhaft; „ich habe Angst vor ihnen." Dazu liebkoste sie ihn lange. Des Nachts, es war eine schöne, helle Sternennacht, verließ Masu die Grotte, während die Bastarda rücklings ausgestreckt schlummerte, entfachte ein großes Stück Schwamm mit dem Feuerstein — was ihm nicht leicht fiel, denn es tobte ein Wind, der Felsen entwurzeln konnte — und stieg dann abwärts. Er näherte sich dem hochgethürmten Haufen der Hölzer, ein Arbeiter, das Beil zur Seite, schlief mit der Pfeife im Munde. Masu huschte an ihm hin mit angehaltenem Athem, ergriff das Beil, kauerte sich dann einen Augenblick hinter dem Scheiter-

haufen zusammen, und floh hinweg. Noch war er nicht bis zum Diebskreuze gekommen, als der Scheiterhaufen in Flammen stand. „Das wird Dich da unter der Erde freuen, Mütterchen!" dachte er und kehrte in die Grotte heim, wo die Bastarda noch immer schlief. Er war nahe daran sie aufzuwecken und ihr seine große Freude mitzutheilen, aber er besann sich und ging wieder fort. Der Scheiterhaufen brannte lustig wie ein Weihnachtsfeuer; um ihn her kamen und gingen Männer und Weiber, die schwarz erschienen im hellen Lichte des Brandes, die Flammen züngelten nach der Seite hin, sprühten Funken, knisterten. Einen Moment lang fürchtete Masu, der ganze Wald könne in Flammen aufgehen; dann sah er jedoch die feurigen Zungen allmälig tiefer sinken, den Rauch spärlicher werden, und schließlich blieb da unten nichts als ein großer, glimmender Kohlenherd zurück. Am Morgen glaubte er, jene Leute würden abgezogen sein: doch nein, ihre Zahl hatte sich verdoppelt und sie verwüsteten den Wald noch weiter hinein. Eine Verzweiflung bemächtigte sich seiner und er blieb einige Tage lang hoch oben im Gebirg. Die Bastarda schwärmte indessen bei den Reisigsammlerinnen umher, sprach mit der einen und andern, nahm sogar ein schönes Stück Brot an; Brot hatte sie seit geraumer Zeit nicht gegessen. Aber beim Anblicke vom Männern lachte sie laut auf und entfloh. Allgemach näherte sie sich den Sägearbeitern, welche, die Brust entblößt, colossale Sägen hin und her zogen, und zuletzt schleppte

auch sie ein großes Bündel von Zweigen herbei. Plötzlich erinnerte sie sich an Masu und es überkam sie eine große Zärtlichkeit gegen ihn; sie lief und lief und fand ihn droben, auf dem Bauche liegend, wie er seit einiger Zeit, die Arbeiten im Thale betrachtend, zu liegen pflegte: die siebenbogige Brücke wölbte sich über den Fluß; auf der neuen Straße hatte man Eisenstreifen zu zweien gelegt, die aussahen wie die Räderspur eines Wagens; vier oder fünf große, graue Karren, gefüllt mit Steinen, Kalk und Pozzollanerde, fuhren darauf, gezogen von einem schwarzen Gefährt ohne Pferde, das Rauch ausspie, prustend und pfeifend wie die Seele eines Verdammten. Die Bastarda verwunderte sich über Masu, dessen Augen fast aus dem Kopfe hervortraten; sie setzte sich neben ihn, wagte aber kein Wort zu sprechen. Die Sonne war untergegangen, und in den Baracken zündete man die hellen, weißen Lichter an, die Schafe blökten, ungeduldig nach der Heimkehr verlangend. Die Beiden brachen auf. Beim Eintritt in die Grotte machte Masu eine rasche Bewegung mit dem Beile, die Bastarda prallte erschreckt zurück und sah ihm in die Augen; sie hatte ihn verstanden; jene häßlichen Worte: „Wenn Du mit ihnen gehst, erschlage ich Dich!" kamen ihr wieder in den Sinn. Sie ließ ihn allein zur Ruhe gehen und setzte sich auf ein Felsstück. In der Ebene unten war alles dunkel, außer den Baracken, aus deren geöffneten Thüren eine seltsame, nie gehörte Musik heraufklang. Man tanzte: mit Adleraugen erspähte sie einen

wirbelnden Reigen von Paaren, die sich um die Mitte gefaßt hielten, und es wurde ihr schwindlig im Kopfe. Wieder trat ihr der Blitz des Beiles und der Augen Masu's vor die Seele, wieder hörte sie seine Drohung, dazu die verlockenden Klänge, welche verwirrt aus der Ferne zu ihr drangen; sie fühlte eine seltsame Mischung von Furcht und Angst und Lust, sah wieder wie im Traume die Welt, die ihr durch den farbigen Nebel einer weiten Entfernung erschienen war. Sie schlang die gelösten Haare in einen Knoten, zog den Rand des Hemdes höher hinauf, um die Brust zu bedecken, und erhob sich. Beim Ausgang der Grotte lauschte sie mit gespanntem Ohr; kein Laut war zu vernehmen; sie blickte rings um sich, niemand war zu sehen. Sie schüttelte das Haupt und schickte sich an, langsam gegen die dunkle Niederung hinabzugehen, während die goldenen Leuchtwürmchen zu Tausenden durch's nächtliche Dunkel schwirrten.

III.

Langsam stieg sie nieder und kehrte nicht mehr zurück. Masu fand in jener Nacht zum ersten Male sein Felsengemach frostig und vermochte kein Auge zum Schlummer zu schließen. Wo war sie nur jetzt? Hatte sie sich wirklich vor dem Beile gefürchtet? Desto besser! Die Furcht macht den Menschen klug und bewahrt vor

Wölfen. Er wendete sich auf die andere Seite. Sie kehrt wohl wieder heim! Die Nacht ist nicht angenehm unter freiem Himmel. Er empfand eine Art von Behagen unter den warmen Fellen, bei dem Gedanken, daß der Wind ihr tüchtig zusetzen werde. Aber jeden Augenblick spannte er das Ohr: das einförmige, dumpfe Geträufel der Stalaktiten in der weiten Höhle, die Windstöße im Gebirge, das tausendfache, geheimnißvolle Wehen und Murmeln und Klingen und Sausen der Nacht unterschied er, zählte er, und sagte dabei: „sie ist es nicht." Aber sie mußte doch kommen! In der Nacht, welche dem Begräbniß seiner Mutter folgte, hatte sie versprochen, ihn nie zu verlassen, nur mit ihm allein Verkehr zu haben, und sich die Bekannten von ehedem mit Steinwürfen vom Leibe zu halten. Und wirklich war sie ihm immer treu geblieben, das gute, arme Mädchen, hatte mit ihm die Grotte und die Felle, die Milch und das getrocknete Fleisch getheilt, und nun, ei seht, ist er gar Herr da drinnen, und sie ist draußen! Hier begann die Hitze erstickend für ihn zu werden, und er stellte sich auf die Füße. Gewiß, ich hatte Unrecht, sagte er sich: sie mit dem Beile bedrohen — eine kecke Prahlerei! — und dann auf ihren Sachen schlafen, nein! das geht nicht an. Er müsse sie suchen, ihr sagen, daß sie ihre Sachen für sich behalten solle; — jeder für sich und Gott für Alle! — daß sie nur mit jenen Schuften da unten gehen solle, wenn sie das Herz dazu habe. Er werde sie gewiß nicht beweinen — er nicht,

Er werde sich eine andere Höhle suchen, nachdem man ihm die Hütte dem Erdboden gleich gemacht; er werde sich durchschlagen ohne irgendwen in der Welt, und wenn er es nicht mehr vermöge, so verstehe er sich auf's Springen, und werde den Falkenfels seiner ganzen Tiefe nach ausmessen. Sie könne dann kommen, ihn in Stücken zu sehen, wie einen Ziegenbock in der Fleischbank, und sie werde ihre Freude daran haben. — Sie werde ihre Freude daran haben, denn sie werde sich's wohl sein lassen mit jenen Langbehosten und er werde sie nicht alle todtschlagen können; aber, Gott sei Dank, er lebe noch, und die Bastarda werde er sich nicht so nehmen lassen, wie er sein Häuschen zerstören ließ; er habe Hände und Fäuste, hart wie Feuerstein. — Dabei stand er auf, die Arme streckend und die Fäuste ballend. Er verließ die Grotte und sah durch den fernen Bergesspalt am Himmel die „drei Stäbe" schimmern. „Es ist Mitternacht," sagte er, und machte das Zeichen des Kreuzes. Er hielt sich mit den Händen an die Felsmassen und gelangte in's Freie. Im Waldesdickicht hoffte er die Bastarda zu finden, aber sie war nicht da. Ein Käuzchen flog über seinem Haupte hin, mit unheilverkündendem Gekreisch. »Requiem aeternam!« flüsterte Masu in der weiten düstern Stille. „Es wird die Seele der Ertränkten sein," fügte er schaudernd hinzu und rührte sich nicht mehr. Der Ort war unheimlich; der tiefschwarze Wald schlief wie ein über den Berg hingestrecktes Ungethüm, hie und da ließ ein

vereinzelt stehender Baum den Klageruf einer Eule vernehmen, das graue Felsgestein erglänzte fahl im Lichte der Sterne. Masu glaubte, indem er mit der kalten Luft den Duft des Wachholders einathmete, etwas wie Todtengeruch zu spüren: von ferne sah er zwei leuchtende Funken sich im Dunkel bewegen, dann zwei andere und wieder andere — er kletterte eine Eiche hinauf und blieb rittlings auf derselben sitzen. „Die Bastarda ist nicht im Walde," dachte er, „die Wölfe würden sie wittern und heulen — da kommen sie — da sind sie!" Und mit paarweise leuchtenden Funken näherte es sich der Eiche, schnüffelnd, zähnefletschend, die Rinde des Baumes zerreißend. — Masu stach nach den Thieren mit dem Eisenstabe; er wußte, sie könnten nicht zu ihm hinaufgelangen, und es machte ihm Vergnügen, von diesen hungrigen Bestien sich vergebens umkreist zu sehen. Die Bastarda mußte entweder im Thale unten sein, mit den anderen Weibern, oder auf einer Bucheiche sitzen, wie ein Häher. Plötzlich hörte man ein fernes, dumpfes Geheul, dann ein anderes, und wieder ein anderes. „Nun werden sie gehen," sagte Masu; „irgend ein Wolf hat Beute gefunden." In der That verschwanden die Funken in der Dunkelheit. Masu stieg weiter abwärts. Auf dem vom Reif benetzten Grase hinhuschend, hielt er nach wenigen Schritten an und lauschte. Es war nichts. Einmal hörte er etwas wie ein Seufzen, vom Diebskreuze her: er lief dahin. Nichts! Ueber dem Grabe der Mutter

war zartes Gras gewachsen, gestickt mit Gänseblümchen. „O Mutter, Mutter!" rief Masu und warf sich auf die Knie, während eine große Kröte vom Boden aufschnellte und mit dumpf quatschenden Lauten hinwegsprang. Die Mutter wenigstens meinte es gut mit ihm, die Mutter; und sie hatte er verloren! und nun hatte er auch die Bastarda verloren! Er fühlte eine entsetzliche Verzagtheit in seinem Alleinsein; er konnte den Gedanken nicht ertragen: nie war er einen ganzen Tag lang allein gewesen — nun fürchtete er, allein bleiben zu müssen, wer weiß wie lange! Daß ihn die Bastarda verlassen, schnürte ihm das Herz zusammen. Mit ihr hatte er, ein harmloses Kind, sich in die Arme der Liebe, der Freude, der Lust geworfen, hatte gelernt, daß es noch eine andere, neue Welt gebe außer seiner Mutter, seiner Herde, seiner Hütte. Und er hatte sich eingebildet, daß außer ihr nun nichts weiter zu hoffen, daß nichts weiter zu fürchten wäre, als sie zu verlieren: war sie doch all' sein Gut!

Und nun verlor er sie, wie er die Mutter, wie er die Herde verloren. Dieser Gedanke traf immer und immer wieder sein glühendes Gehirn, wie der Hammer auf glühendes Eisen fällt, und ein Schwindel erfaßte ihn. Und wer nahm ihm alles? Warum war der Vater Brigant geworden und die Mutter gestorben? Wer hatte ihm sogar die Steine seiner Hütte weggenommen? Wer verlockte jenes Weib, das ihm gehörte? Die da unten im Thale, die Langbehosten — ja! mußten

doch sie es sein, die Herren, welche den armen Leuten, wie der Vater sagte, die Herden und die Weiber raubten. Ein bitterer Schmerz durchdrang ihm das Innere, wie Einem, welcher Schierling genossen. Unbeweglich verharrte er dort, auf dem Grabe der Mutter, und starrte hinein in's Waldesdunkel, das so tief war wie die Finsterniß seiner armen Seele. Nun schien sich ihm seine Vorstellung vom Tode zu verwirklichen; in einem ungeheuren, schwarzen leeren Raume glaubte er zu schweben, ohne festen Grund unter den Füßen — zu sinken — zu sinken — zu sinken ins Bodenlose! Einen Moment schien es ihm, als hätte er die Erde berührt — er war mit dem Kopfe an das Kreuz gestoßen und schüttelte sich. Und als er sich nun erhob, da fühlte er etwas wie erneute Kraft in sich -- einen Zuruf der Mutter meinte er im Innern zu vernehmen, er solle sich rächen an jenem Volke. Er blickte in das Thal hinab: es lag in Schlummer; nur aus dem Fensterchen eines hölzernen Hauses drang im Viereck geformt ein Lichtschein. In all' dem Dunkel zog jener Lichtschein ihn an. „Vielleicht ist sie da drinnen," dachte er, „die Bastarda; und ein Anderer hält sie in seine Arme gepreßt, läßt sie nicht fort, gibt ihr weißes Brot und Küsse." Er setzte seinen Weg fort, über Steine stolpernd, zerriß sein Gewand zwischen den Steineichen, beschmutzte sich in den Gräben, verwirrt, rasend, wie ein wüthiger Büffel. Das Morgengrauen fand ihn zwischen den Binsen des Flusses, er kauerte sich hinter einen Dorn-

strauch und wartete. „Von hier aus," dachte er, „kann ich sie sehen, wenn sie bei ihnen ist." Und er malte sich's aus, wie er mit der Schleuder nach ihr werfen, ihr den Kopf spalten würde. Aber bei den ersten Strahlen der Sonne kehrten die Arbeiter zurück – sie war nicht darunter.

Da lebte in ihm die Hoffnung wieder auf. Vielleicht ist sie in die schwarze Grotte zurückgekehrt und hat die ganze Nacht auf ihn gewartet! Eine Rührung überkam ihn, seine Kniee zitterten. Er lief, er eilte fort in Sprüngen, in großen und kleinen Sätzen. Manchmal hielt er inne, keuchend, schweißbedeckt; er ließ die Blicke den Abhang hinan schweifen — nichts als Felsen und Bäume, aber hinter ihnen, jenseits, mußte die Bastarda sein — mit beiden Herden, den armen Thieren, die er ganz vergessen hatte. Und er sah sich selber schon sich ihr in aller Stille unbemerkt nähern und ihr einen tüchtigen Schlag mitten in den Nacken versetzen, lachend, und rieb sich schon zum Voraus die Hände vor Vergnügen. Aber auf der grünen Holzplatte des Diebskreuzes war Niemand; nur eine Meise trillerte. „Sie wird in der Grotte sein," sagte er sich mit klopfendem Herzen und stieg weiter empor, die Brust geschwellt wie ein Blasebalg, den Kopf glühend. Dann betrat er den Felsspalt und ging zitternd abwärts. Auf halbem Wege begann er nach ihr zu rufen; er hörte nur die gedehnten Klagelaute der auf einer andern Seite der Höhle eingeschlossenen Herden. „Arme Thiere!"

dachte er, aber er setzte seinen Weg nach abwärts fort. Auch in der Felsenkammer fand er die Heimgekehrte nicht! — Da stürzte er auf die Felle hin, wie von einem Schlag auf die Schläfe getroffen, und lange mußte er dort gelegen haben, denn als er seine armen hungernden Thiere auf die Weide führte, stand die Sonne im Zenith; unten im Thale war die Arbeit in vollem Gange, im Walde hörte man das Knarren der Sägen und den langen einförmigen Gesang der Arbeiterinnen.

So blieb er den ganzen Tag; wie ein Kreisel ging ihm der Kopf im Kreise herum und seine Farbe war fahlgrün wie die einer Eidechse. Seine Bewegungen waren seltsam, als ob er bei jedem Schritte zu straucheln fürchtete; er streckte immer die Arme aus, als wollte er etwas umarmen, das ihm fortwährend entschlüpfte, und murmelte mit dumpfer Stimme den Namen der Bastarda. Er suchte sie mit irren, geschwollenen Augen, er glaubte sie unter den Sträuchern, hingestreckt auf Thymian, unter den Eichen, zwischen den Steinen zu erblicken: und er nannte sie mit den süßesten Worten, die er niemals sonst im Munde geführt und die ihm jetzt aus dem Herzen auf die Lippen drangen, wie ihm die Thränen um die todte Mutter aus dem Herzen in die Augen gedrungen waren. Er erwartete sie: sie war ja nicht todt wie die Mutter. Als aber die Sonne unterging und das Glockengeläut der Dörfer in den dunklen Bergschluchten widerhallte — da schlug die Herde den Heimweg zur Höhle ein — und sie kam nicht. Sie kam

auch nicht während der Nacht, welche Masu auf einem Felsblock am Eingang der Grotte zubrachte, das Beil zur Seite und die Augen schlummerlos; sie kam nicht, als er gegen Morgen doch eingenickt war und dann die Sonne ihn aus einem gräulichen Traumgesicht weckte, das ihm die Bastarda in eine hungrige Hündin, die an seinem Herzen nagte, verwandelt zeigte.

Jetzt verlor Masu die Hoffnung ganz. „Sie kehrt nicht mehr zurück — nie mehr!" sagte er zu sich; „da unten gibt es Brotherren, Reichthum, Ergötzlichkeiten für sie!" — Dann baute er wieder Luftschlösser, wie er ihr nachspüren werde bis ans Ende der Welt, sie jenen Leuten mit Gewalt wieder entreißen, sie zur schwarzen Grotte zurückführen und ihr nie, nie wieder von der Seite weichen werde. Und wieder durchzuckte ihn der Gedanke, daß er sie nicht mehr finden werde, daß er sie wirklich verloren habe für immer. Er verfiel beinahe in Irrsinn, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, jagte vor der Herde einher von Hügel zu Hügel, von Fels zu Fels, bis er entkräftet sich an eben dem Orte fand, wo man die Eichen umgehauen hatte. Hier traf er niemand mehr; „sie werden auch die Wurzeln mit fortgenommen haben," dachte er. Der Ort war geradezu verödet. Auf dem Boden, neben einer Hecke, fand er einen kleinen losgerissenen Kleiderlappen, welcher dem Rocke der Bastarda ähnlich war; er nahm ihn zu sich und erinnerte sich daran, wie sie sich einmal von ihm, ganz von Blumen bekränzt, im Dickicht hatte finden

lassen. Diese Erinnerung machte ihm das Gefühl seiner Verlassenheit noch bitterer und entfachte in seinem Herzen eine Unzahl von Racheplänen, so daß es einem, im Brombeerstrauche aufgestörten Schlangenhaufen glich. Ein alter Bettler, welchen sein Weg durch den Wald führte, hatte ihn gefragt, ob er nicht gehen wolle, sich morgen die Dampfmaschine anzusehen, welche das erste Mal das Thal durchlaufen würde. Er antwortete, er würde dieselbe von der Bergspitze auf dem neuen Wege, die er ihm mit dem Finger wies, zu sehen bekommen. Nachdem er hernach seine Schafe und Ziegen gesammelt, hatte er wie spielend einige gewaltige Steinblöcke losgemacht und gegen den Rand des Abhanges hingerollt, wo er sie in einer Lage ließ, daß ein Windhauch genügt hätte, sie in's Leere hinabzustürzen. Er troff von Schweiß und athmete schwer. Aber allmälig zeigte sein Antlitz, indem er sich aufrichtete, abwechselnd bald den Ausdruck tiefen Schmerzes und unsäglichen Behagens: er glich einem Künstler, welcher sein bewunderungswürdiges Werk betrachtet. Nachdem er die grausigen Steinblöcke übereinander aufgeschichtet, sah er lange in die Tiefe hinab. Das Thal hatte sich inzwischen verändert: die Streifen der Eisenbahn durchzogen die Mitte desselben; in weiterer Entfernung befand sich die neue Brücke. Ueber die Stelle der verwüsteten Hütte am Abhang war Gras gewachsen; die hölzernen Häuser waren beflaggt und vor denselben gab es ein Gewimmel von festlich gekleideten Leuten. Masu verweilte an seinem Platze

den ganzen Abend; nach Sonnenuntergang führte er die Thiere in die Grotte zurück und ging dann neuerdings auf die Höhe hinaus. Ein Dämon schien ihm zuzuflüstern, daß die Bastarda sich's wohl sein lasse mit jenem Volke, und daß er von oben herab mit Steinen jene Baracken zertrümmern solle, während eine andere Stimme ihn noch länger zu warten ermahnte. Er wartete in der That bis zum folgenden Tage, an welchem das ganze Gebirge vom Echo verschiedener Musikbanden widerhallte; er sah das Thal von Menschen gefüllt, welche nach einem bestimmten Punkte hinblickten, wie in der Erwartung irgend einer wichtigen Sache. Und in der That kam etwas zum Vorschein: eines jener schwarzen Ungethüme, welche Rauch auswerfen und eine Anzahl menschengefüllter Wagen hinter sich herschleppen. Zuletzt zog ein graues Gefährte die besondere Aufmerksamkeit Masu's auf sich: inmitten der darauf zusammengedrängten Menge sah er eine Person hoch aufgerichtet, ein Weib mit einer Fahne in der Hand, welche sie bald hob, bald senkte. Er öffnete seine Augen so weit er konnte, um besser zu sehen: es war ein Weib ohne Zweifel. Die Dampfmaschine bewegte sich vorwärts unter dem Geschrei der beiden Reihen von Leuten; und als sie in die Thalschlucht einbog, welche gerade unter seinem Felsgipfel lag, da erkannte er in dem Weibe mit der Fahne die Bastarda — ja, die Bastarda. Jetzt schüttelte ein furchtbares Zittern seine Glieder und durchlief seine Adern: Liebe, Zorn, Rache durchtobten

sein Inneres wie ein Wirbelsturm entgegengesetzter Winde, und mit gewaltigem Ruck schleuderte er, während der dampfende Zug unter ihm hinbrauste, die Steinblöcke, die Felstrümmer in den Abgrund. Dann warf er mit geschlossenen Augen sich hin auf's Angesicht.

IV.

Die Steinblöcke, die Felstrümmer hatten, von Kante zu Kante prallend und eine Lawine von anderem Gestein mit sich ins Thal hinunterreißend, die Wagen getrennt und zertrümmert, die Dampfmaschine aus dem Geleise gebracht und die benachbarten Pfade mit Opfern überstreut. Entsetzt starrte Masu hinab. Und wo ist die Bastarda? fragte er. Lebt sie? — Und er fragte sich auch, warum er dies große Unheil angerichtet? Er fühlte sein Auge feucht werden und seine Seele bedrängt; er preßte sein schwarzgelocktes Haupt zwischen die beiden Hände, und wie eingeschrumpft erschien seine in sich zusammengekrümmte Gestalt. Das menschlich fühlende Herz kämpfte in ihm mit der wilden Härte und gewann die Oberhand. Nun hatte jene Fieberhitze sich in kalten Schauer, der Groll in Mitleid verwandelt: gern wäre er hinabgeeilt und hätte sein Leben gegeben, um einen von den vielen Verletzten zu retten. Er schloß die Augen und öffnete sie dann langsam wieder, wie um sich zu überzeugen, daß er zu viel gesehen und daß Alles nur

ein häßlicher Traum gewesen. Nein — es war Wirklichkeit! er hatte nur allzu recht gesehen! Man brachte die Verwundeten in die hölzernen Häuser, legte die Todten der Länge nach auf das Gras hin, und bemühte sich, die umgestürzten Wagen wieder aufzurichten. Unter den Todten glaubte Masu ein Weib mit der Fahne zu sehen — das Licht seiner Augen trübte sich. — Nein! Das vermeintliche Roth der Fahne war vielleicht Blut, das Grün war das des Grases, das Weiß die Farbe des Hemdes ... „Sie ist es nicht!" sagte er sich wiederholt — und doch glaubte er im Innersten, daß es die Bastarda sei, und er wendete den Blick hinweg. Dann gab es ein Kommen und Gehen, ein Gewimmel, wie das eines aufgestörten Ameisenhaufens: es war ihm, als ob die Mehrzahl blutgierige Blicke zur Bergeshöhe emporsendete, die Fäuste drohend emporstreckte, ja, ihn bedrohte — und das gefiel ihm besser, als jene Stille, in welcher ein Jammern der Weiber, Fluchen der Männer, Röcheln der Kinder vernehmlich war. „Was nun weiter?" fragte er sich; „wohin gehen? was beginnen?" Jene Leere, die er oft um sich her gefühlt, that sich jetzt noch tiefer unter seinen Füßen auf, und sein Verbrechen schwand ihm aus den Augen, nur um ihm unaustilgbar gegenwärtig zu sein im tiefsten Innern, wie das Bild der Bastarda. Die Einsamkeit erweiterte sich allmälig um ihn bis ins Unendliche, dem größten der Wellenkreise vergleichbar, welche ein in die Flut geworfener Stein bewirkt. Er empfand eine geheimniß-

volle Angst, wie in finsteren Nächten, zitterte beim Fallen eines Blattes, erwartete eine gewaltige, unbekannte Züchtigung, ohne zu wissen, von wem und wann sie kommen würde. Auf einmal schienen ihm nun der Wald, die Felsen, sogar seine Herde, feind geworden: er mußte sich jetzt vertheidigen, sich zum Kampfe bereit halten: mißtrauisch-schielende Blicke warf er um sich, während im tiefsten Blau des Himmels die Sonne strahlte, herniederlächelnd auf das von Jammer erfüllte Thal, und der Wald seinen Odem in würzigen Düften verhauchte.

In einem Momente, als er eben so um sich blickte, wie verwildert, sinnbethört, wurde er auf dem Eichenfels den alten Bettler gewahr, den er am Morgen begegnet hatte, und hinter ihm her gingen Soldaten. Sie blickten alle aufwärts, gerade nach seiner Bergeskante. Bei seinem Anblick beschleunigten sie die Schritte auf dem abschüssigen, von Dornengestrüpp bewachsenen Hange. Nun gewann seine Angst eine bestimmte Gestalt, sie funkelte in den Röhren jener Flinten, sie näherte sich in den Schritten jener Männer, sie erklang in den Flüchen derselben, er fühlte sie lebendig in sich, wie den Drang der Vertheidigung. Zwei Steine in der Hand schwingend, ging er mit raschem Schritt auf den Felsspalt der schwarzen Grotte zu. Sie kommen seinetwegen ohne Zweifel, sie werden ihn fesseln wie einen Wolf, sie werden ihn tödten wie einen wüthenden Hund, aber vorher, o vorher wird man ihn kennen lernen! Ei, seht nur die Armen! wie sie beim Aufwärtsklettern über

eine Felskante straucheln, rutschen, ausgleiten bei jedem Schritt; sie triefen von Schweiß und schon auf halbem Wege sind sie athemlos; bevor sie sich an's Diebskreuz anklammern können, wird er schon in der Höhle verschwunden sein. Ein bittersüßes Gefühl war es ihm, zu sehen, wie sie unfähig waren ihn zu erreichen, und zu wissen, daß er den Kampf mit ihnen aufnehmen könne. Wie der Adler aus seinem Neste, sah er, nachdem er zum Eingang der Grotte gelangt war, vom Felsen hinunter und bemerkte, wie der Bettler die Soldaten trefflich führte, nach der schwarzen Grotte und der Herde hinweisend, welche eben dahin zurückkehrte. Hinter den Soldaten gingen viele Landleute mit Fackeln von Maisstroh und trockenem Reisholz. Ohne Zweifel wissen sie von der Grotte, und glauben, daß er da drinnen, und da drinnen hoffen sie ihn zu fangen. Man sieht, daß sie sich nicht auf Höhlen verstehen, diese Leute! Indessen verbarg er sich zwischen den Felsen, aber der Gedanke an das Weib mit der Fahne quälte, verfolgte ihn. Er sah sie vor sich mit dem schwarzen, krausen Haar, mit den sanften glänzenden Augen, dem weichen, warmen Leibe, er glaubte ihr Liebesgeflüster zu hören, den Druck ihrer Umarmung zu spüren, er dachte hinabzusteigen ins Thal, sie zu suchen, sie ein letztes Mal wiederzusehen und sie, wenn auch todt, auf den Berg mit sich empor zu schleppen. Aber man müsse dazu die Nacht abwarten; bei Tage würde man ihn da unten erschlagen: jener Bettler müsse ihn angezeigt

haben! Arme Bastarda! Sterbend wird sie gemerkt haben, daß er sich an ihr gerächt, weil sie ihn verlassen, daß er das ihm zugefügte Leid hundertfach zurückgezahlt, daß es besser gewesen wäre, wenn sie niemals die Bergeshöhe verlassen hätte, ja, es niemals verlassen hätte, das weite Daheim der Armen. Indessen schöpfte Masu die Gewißheit von der Annäherung der Soldaten aus dem Geknirsch des Sandes, der unter den ungleichen Schritten derselben abrollte, aus den heiseren, wirren Lauten der Stimmen, insbesondere aber aus der Heimkehr der Herde, welche erschrocken flüchtete und sich in das Dunkel der schwarzen Grotte warf. Instinctmäßig folgte er ihr. Die Soldaten werden da nicht hineingelangen, dachte er, und wenn auch: ihn zu finden, das werde ihnen schwer werden. Man müsse die helle Kammer zerstören, das Fleisch und die Felle verbergen. Da kam ihm aber der Gedanke: Und wenn die Bastarda noch lebt? Wenn sie zurückkehren wollte? Warum sollte sie da nicht all' das Ihrige wiederfinden? — Er machte sich daran, Alles in eine ziemlich seichte Vertiefung der Höhle zu werfen und die Oeffnung mit einem Steine zu schließen. Dann lauschte er mit gespanntem Ohr. Deutlich hörte er die Worte des Bettlers: „Ich selbst habe ihn da eintreten sehen: er wird uns nicht entwischen; stellt nur Wachen aus und zündet die Faschinen an!" Ein Schauder überlief Masu; er kletterte an einer Tropfsteinsäule empor, schwang sich von hier auf einen Felsenvorsprung, und befand sich da wie in einer Emporkirche, von welcher

aus man einen großen Theil der sich weit in der Länge hin erstreckenden Grotte übersah. Ich könnte sie alle tödten, dachte er bei sich mit bitterem Lächeln; aber sie sind in meinem Hause, sie können mir kein Leid thun, lassen wir sie in Frieden!

Die Landleute mit den angezündeten Fackeln gingen vorwärts. Die schwarze Grotte wurde allmälig von qualmenden Lichtern erleuchtet; behutsam tastend verfolgten die Soldaten ihren Weg. Auf einmal stießen sie ein „Oh!" der Verwunderung aus. Um sich blickend sahen sie das Dunkel wie durch einen Zauber in einen ungeheuren, wundervollen Saal verwandelt, einer gothischen Kirche ähnlich, die Schiffe geschmückt mit einer großen Zahl von Säulen, zum Theil bis zur Wölbung hinanreichend, zum Theil abgebrochen oder umgestürzt. Von der Wölbung selbst hingen umgekehrte Pyramiden hinab, und Bildungen, welche Blumengehängen und Büscheln oder Tauwerk ähnlich waren, oder in weißen Spiralen bis auf den Boden herunter liefen. An den Wänden erschienen tief eingegrabene Oeffnungen, ragte Gestein von ungeheuerlicher Gestalt hervor, zeichneten sich bizarre Formen ab. Im Wiederschein des Lichtes schimmerte jeder Winkel, sprühte gleichsam Funken, nahm verschiedene seltsame, phantastische Gestalten an. Es gab da Altäre von Topas, saphirne Kandelaber, Flächen wie weißes Linnen, Vielecke, deren Facetten in hundert Farben spielten. Wie zu Kindern geworden, standen die Soldaten mit offenem Munde.

Bei jedem Schritte änderte sich die Scene: die Säule schien ein Madonnenbild, das Blumengehäng ein Engel mit weit hinwallendem Gewande, das sich im Dunkel verlor. Aus dem Boden erhoben sich nie gesehene Thiergestalten, große Eidechsen, Bären, Elephanten, groteske Statuen, Häupter von Riesen mit herausgestreckter Zunge, Schlangen, deren Schweif sich auf dem Boden ringelte, und deren Haupt in der unabsehbaren Höhe verschwand. Im dunklen Hintergrunde öffneten sich andere Säle, andere geheimnißvolle Labyrinthe. Die Fackeln drangen weiter vor, man dachte nicht mehr an Masu; jene Zaubergebilde betäubten die Sinne der guten Leute. Weiterhin erhoben sich Arkaden, kleine Brücken, öffneten sich Fenster im maurischen Stile, liefen lange Säulenreihen hin, die Orgelpfeifen ähnelten. Weite Corridore endeten in ehrfurchtgebietende Basiliken, deren Wölbungen von unbewegtem Gewölk bedeckt, von riesigen umgekehrten Kegeln besetzt schienen, während vom Boden sich Spitzsäulen, Glocken- und Festungsthürme, Ruinen unerkennbarer Denkmäler erhoben. Plötzlich verspürte man auch wohl, bei der Wendung um einen Felsblock, einen kalten Windstoß; bei näherer Betrachtung entdeckte man einen Abgrund, der in finstere Tiefen hinabreichte; in einiger Entfernung brauste und donnerte ein wilder, in Bogen sich ergießender Wasserfall, unter welchen man, von tausend glänzenden Tropfen umsprüht, wie unter einem Regen von Brillanten hinwegging, um neue Räumlichkeiten von

wundersamer Structur zu betreten. An einer Wand glaubte man einen erdrosselten Mönch herunterhängen zu sehen, an einer anderen baute sich ein hohes Grabmal auf. Zwischendurch änderte sich die Bodenfläche, sich senkend, sich vertiefend, sich hebend, sich krümmend; die Wölbungen breiteten sich aus, zogen sich zusammen, verloren sich im Dunkel, schienen manchmal drückend über dem Haupte zu lasten: die unabsehbaren Corridore liefen zu Löchern ein, um sich dann wieder in Gänge zu öffnen, von ungeheuren Felsmassen eingefaßt, geschmückt mit Zeltvorhängen, oder Zutritt gewährend zu einer Art Gebüsch von steingehauenen Pflanzen und Bäumen: Zapfen tragenden Fichten, Eichenstümpfen, Haufen von colossalem Blumenkohl und aufrechten Kolben, Reihen verworrener Stengel und kriechender Wurzeln, Trauben, Beeren, spitzigen Blättern von Disteln, von Akanthus, von Palmengewächsen: eine bunte, gleichsam durchsichtige Vegetation, die einen Contrast bildete zu dem dunklen blumigen Zierrath der Wände, welcher bei der Berührung verschwand. Wie betäubt bewegten die Leute sich vorwärts, im Banne eines Zaubertraumes, an keine Rückkehr denkend und keines Zieles ihrer Wanderung gewärtig. Von Zeit zu Zeit umschwirrten Schwärme von Fledermäusen die Fackeln, von den Wölbungen sich gleichsam loslösend, die Soldaten erschreckend, und dann wieder im unendlichen Dunkel der Höhle verschwindend. Die brausenden Wasser weckten das Echo, durchdrangen die schwere, dumpfe Luft, welche

mit Feuchte und mit Erdgeruch gesättigt war, ließen Tümpel zu Tage treten und machten die Höhlungen erzittern. Die Fackeln umgaben sich mit dichtem Dunst, zeichneten seltsame Gespenster von Licht und Schatten, verdüsterten sich, um dann hell wieder aufzuleuchten.

Die Soldaten sahen einander ins Gesicht, wie um sich der Wirklichkeit dieses Ortes zu versichern, stießen Rufe aus und hieben Tropfgestein in Stücke. Durch die spitzbogigen Wölbungen, zwischen den von Pilastern besetzten Mauern, bei dem Geräusch seltsamer Laute, in der schaurigen Dunkelheit, nahm die Gestalt Masu's für sie phantastische Verhältnisse an, von Grotte zu Grotte, von Fels zu Fels glaubten sie ihn zu erblicken in gigantischer Froschgestalt; es waren ihrer so viele und das Unbekannte jagte ihnen größeren Schrecken ein, als der Mensch. Masu folgte ihnen, belauerte sie; auf einmal ließ er ein Felsstück herabfallen, vor welchem sie sich entsetzten, er lachte laut, und es klang wie das Hohnlachen eines Dämons. Man begann an die Rückkehr zu denken, aber der Offizier wollte davon nichts hören, man mußte ja des Unholds habhaft werden. Da stieß Masu den heulenden Laut eines Bären aus; im Augenblicke vereinigte sich die Schaar und legte die Flinten an; es fiel ein Schuß, man glaubte, die ganze Grotte müsse zusammenstürzen. Man fürchtete die Nähe eines wilden Thieres, schon gaben die Landleute Zeichen der Ungeduld, der Bettler selbst äußerte nun, es sei wohl unmöglich weiter vorzugehen, der Offizier sah auf

seine Uhr: „Es wird Nacht!“ sagte er für sich hin; aber um nicht so leichthin zu weichen, verlangte er noch eine Viertelstunde, dann würde man umkehren.

Der feuchte Boden wurde nun gar schlammig und senkte sich: die Arkaden wurden selten, in sehr weiten Entfernungen standen die Pilaster, die Luft war kalt. Unversehens strich das Licht der Fackeln über eine durchsichtige Oberfläche. „Zurück!“ riefen die Landleute; „wir sind am Teufelssee!“ Das war ein schwarzer See, der sich in einem finstern Hintergrunde verlor. Das regungslose Wasser schien wie todt, geschmolzenem Blei zu vergleichen. Von Zeit zu Zeit hörte man etwas wie einen dumpfen, unterirdischen Seufzer. Ermüdet wandten sie sich zur Rückkehr; sie glitten aus, fielen, hielten nur mit Mühe sich aufrecht. Auf halbem Wege fürchteten sie im Dunkel zu bleiben; ein unbeschreiblicher Schauder überwältigte sie. Masu hätte ihre Lage zu seinem Vortheil benützen und sie vernichten können. Sie verdoppelten ihre Eile, schaarten sich um eine einzige Fackel und sparten die andern auf wie eine unersetzliche Sache; je weiter sie kamen, desto mehr wuchs in ihnen die Ungeduld, an die freie Luft hinauszugelangen, sowie die Ueberzeugung, daß es ihnen nicht gelingen würde, des „Unholds“ habhaft zu werden. Es schien, als ob all' die scharfen Spitzen, welche über ihren Häuptern hingen, ebenso viele Lanzen wären, auf dem Punkte, sie vom Scheitel bis zur Sohle zu durchbohren, und so gingen sie gekrümmt, die Arme

vorgestreckt, die Augen und Ohren gespannt. Das Wunder war zum Schrecknis geworden. Und der „Unhold“, wo war er? Daß man ihn nicht fand, verdoppelte das Geheimnißvolle, Unheimliche der Lage, man dachte an irgend einen bösen Streich.

Im ersten Saale angelangt, faßten sie wieder Muth, der Bettler, der sich auf ein reichliches Trinkgeld Hoffnung machte, ließ alle Fackeln anzünden, jeden Winkel durchstöbern: vergebens. Masu hatte beim Einbruch der Nacht sich aus der Grotte fortgestohlen, und sagte den Wachen am Eingang, die ihn nicht kannten, er gehe andere Faschinen holen, die Soldaten seien in der Finsterniß zurückgeblieben. Dann schlug er durch das Dickicht des Waldes den Weg nach dem Thale ein. Er wollte seine Bastarda wiedersehen, wollte sie mit sich zurückbringen: in Thränen zärtlicher Rührung zerfließend, stürmte er aus Leibeskräften den mit Dornengestrüpp besetzten Abhang hinunter. Inzwischen war der Mond hinter dem gegenüberliegenden Berge aufgegangen, rein und klar am Himmel leuchtend, während das Thal im Dunkel blieb mit vereinzelten spärlichen Lichtern. Als die Soldaten die schwarze Grotte verließen und den gestirnten Himmel wiedersahen, überließen sie sich einer närrischen Freude; die Landleute löschten die Fackeln aus und der Bettler bemerkte gegen den Offizier, unter seiner Führung sei, wie zu erwarten, die Sache trefflich gegangen. Der Offizier sah düster drein; es wurmte ihn, mit leeren Händen heimkehren zu müssen: alle Welt wartete

ja auf ihn da unten. Er gab Befehl, daß die Soldaten in den Büschen, hinter den Hecken und den Felsen sich in den Hinterhalt legen sollten. Es herrschte fast eine Tageshelle und sich gut zu verbergen war schwierig; doch legte man sich auf die Lauer, die Einen mit dem Bauch auf der Erde, die Andern zusammengekauert oder auf den Knieen. Der Wald war stumm. Fast eine Stunde verging in vergeblichem Harren; der Offizier stand unbeweglich: „Hat er sich nicht ganz aus den Bergen weggeflüchtet, so erhaschen wir ihn unfehlbar." Zuweilen erhob er das Haupt und spähte die Fußsteige entlang hinunter, ob Niemand gehe. Da hörte er vom Diebskreuze her etwas wie das Geknister trockener Blätter. „Vielleicht der Wind!" dachte er, ließ aber seinen Blick zwischen den Eichen hinschweifen. Ein Schatten bewegte sich dort leise, kam behutsam vorwärts, kam zuletzt an's Licht hervor, hielt plötzlich inne und lauschte gespannt. Er trug über den Schultern einen Gegenstand, dessen Enden er zwischen den Hecken nachschleifte, was ein Geräusch verursachte. Sich in Sicherheit glaubend, näherte er sich dem Diebskreuz, legte seine Bürde sacht auf den Boden und warf sich auf die Kniee. Der Offizier erkannte deutlich den Leichnam eines Weibes und erkannte auch Masu, dessen Züge man ihm beschrieben hatte. Athemlos, sich im Schatten haltend, barfuß, von Zeit zu Zeit stillstehend, zwei Soldaten hinter sich, näherte er sich von rückwärts dem „Unhold". Er fand Masu über den Leichnam hingebeugt,

beschäftigt die Haare desselben zu ordnen, die Hände desselben zu küssen, ihn mit Namen zu rufen. Er schien Alles um sich her vergessen zu haben: die Blicke starr auf das Antlitz des Weibes gerichtet, neigte er sich von Zeit zu Zeit hinab, ihr ein Wort ins Ohr zu flüstern, nach Schlägen ihres Herzens zu horchen, ihre Wange zu streicheln . . . Er schluchzte mit erstickten Seufzern.

Es war ein Jammer anzusehen.

Der Offizier ließ ihn bei den Armen ergreifen; Masu sprang vom Boden empor; dann ließ er sich binden, aber mit einer Geberde der Verachtung rief er: „Räuber ihr Alle!“ Einen letzten Blick sandte er gegen das dunkle Thal hinab, nach der „schwarzen Grotte“ und nach seiner armen Verblichenen: dann neigte er das Haupt und starrte zu Boden mit düsteren Augen.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.
Papier der Schlöglmühl.

Salon-Bibliothek.

„Zu guten Stunden von guten Meistern.“

Ungeachtet der oft vernommenen Klage über die geringe Kauflust des deutschen Lesepublicums ist es eine feststehende Thatsache, daß gediegene literarische Erscheinungen, die zugleich der Unterhaltung und der geistigen Anregung dienten, ohne die gerechten Anforderungen an eine geschmackvolle äußere Ausstattung zu vernachlässigen, sich immer noch einen weiten Kreis anhänglicher und verständnißvoller Freunde erworben haben. Namentlich gilt diese Thatsache von den sogenannten „Bibliotheken“, die als Sammelwerke nach Form und Inhalt der herrschenden Geschmacksrichtung entsprachen und die Befriedigung edler literarischer Bedürfnisse sich zur Aufgabe setzten.

Aus solcher Wahrnehmung ist der Gedanke hervorgegangen, die hiemit angekündigte „Salon-Bibliothek“ zu gründen, und nicht einen Augenblick ist bei der beharrlichen und sorgfältigen Vorbereitung dieses Unternehmens dem Herausgeber die freudige Zuversicht abhanden gekommen, daß es ihm gelingen werde, in treuer Arbeit und liebevoller Hingebung an die literarischen Bedürfnisse des Publicums ein Sammelwerk zu schaffen, das dem deutschen Schriftthum nicht zur Unehre gereichen wird. —

Zur Mitwirkung werden sich die bestberufenen Schriftsteller vereinigen, und schon die einfache Aufzählung der Namen, welche die Zierde der „Salon-Bibliothek“ bilden, kann

eine Bürgschaft sein nicht bloß für den Ernst und die hochgerichtete Intention des Unternehmens, sondern auch für die strenggesichtete Auswahl dessen, was die „Salon-Bibliothek" ihren Freunden und Gönnern zu bieten gedenkt.

Damit es an angenehmer Abwechslung nicht fehle, soll von der „Salon-Bibliothek" nicht bloß das rein belletristische Genre der Romane, Novellen, Gedichte, Aphorismen gepflegt werden; auch der unterhaltende und belehrende Essay, diese charakteristische Form des modernen literarischen Schaffens, wird in seiner mannichfaltigen Anwendung auf Stoffe aus dem Naturleben, auf Literatur, bildende Kunst, Musik, Philosophie, Geschichte u. s. w. in der „Salon-Bibliothek" eine ausgezeichnete Vertretung finden.

Ein besonderes Gewicht ist auf die Ausstattung gelegt; man wird dieselbe nicht anders als vornehm und geschmackvoll heißen können. Das handliche Format (sogenanntes Klein-Octav), der schöne klare Druck, die ornamentale Verzierung, das prächtige Papier verleihen den Bänden der „Salon-Bibliothek" ein distinguirtes und gewinnendes Aussehen.

Und in Anbetracht dieser Vorzüge, der unbedingten Gediegenheit des Inhaltes, des Zusammenwirkens der renommirtesten Schriftsteller, der Mannichfaltigkeit des Gebotenen, der noblen Ausstattung wird die „Salon-Bibliothek" sich nichtsdestoweniger durch verhältnißmäßig niedrige Preise auszeichnen.

Die „Salon-Bibliothek" wird sich die Sympathie aller Bücherfreunde zu verdienen und zu bewahren unablässig beflissen sein.

Prospect.

Erscheinungs-Weise.

Jeder Band der „Salon-Bibliothek" wird ein in sich abgeschlossenes Werk enthalten; mehrbändige Werke wird die „Salon-Bibliothek" nur ausnahmsweise bringen. Das Erscheinen der Bände wird nicht an bestimmte Termine gebunden.

Inhalt.

Der Inhalt der Bände wird aus Romanen, Novellen, Gedichten, Aphorismen-Sammlungen und Essays über das Natur-Leben, über Literatur, Kunst, Musik, Geschichte, Philosophie u. s. w. bestehen.

Mitarbeiter.

Für die ersten Serien haben bereits nachstehende Schriftsteller ihre Mitwirkung zugesagt:

Ernst Eckstein * Wilh. Goldbaum * Rob. Hamerling * Ed. Hanslick * Mor. Jokai * Herm. Lingg Hieron. Lorm * Alf. Meißner * Heinr. Noé Friedr. Pecht * Ferd. v. Saar * Joh. Scherr Friedr. Schlögl * Car. Sterne * Karl v. Thaler Jul. v. d. Traun * Hans Wachenhusen * Hugo Wittmann u. s. w.

Die I. Serie von 12 Bänden der „Salon-Bibliothek“ wird aus folgenden Werken bestehen:

Die Zonen des Geistes. Aphorismen von Moriz Jokai. M. 2.50 = fl. 1.50.

Haidekraut. Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von Johannes Scherr. M. 4.50 = fl. 2.50.

Der Naturgenuß. Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre von Hieronymus Lorm. M. 2.50 = fl. 1.50.

Der Liebe Müh' umsonst. Drei Novellen von Julius von der Traun. M. 3.50 = fl. 2.

Vom Wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. M. 2.50 = fl. 1.50.

Literarische Physiognomieen. Von Wilhelm Goldbaum. M. 3.50 = fl. 2.—

Eingeschneit. Novelle von Ernst Eckstein. M. 2.50 = fl. 1.50.

Der Mensch als Krone der Schöpfung. Von Carus Sterne M. 4.50 = fl. 2.50.

Hesperische Früchte. Von Robert Hamerling. M. 3 = fl. 1.80.

Tagebuch aus Abazzia. Von Heinrich Noé. M. 3.50 = fl. 2.—.

Ball-Elfe. Roman von Hans Wachenhusen. 2 Bände. M. 6. = fl. 3.50.

Geschmackvoll in Leinwand mit Rothschnitt gebunden jeder Band um 50 Pf. = 50 kr. mehr.

Einzelverkauf.

Jeder Band der „Salon-Bibliothek" ist einzeln käuflich.

Abonnement.

Das Abonnement auf die erste Serie von zwölf Bänden kostet M. 30 = fl. 18 statt des Einzelpreises von M. 38 = fl. 22. Ein Abonnement auf gebundene Bände kostet M. 5 = fl. 2.50 mehr.

Die erschienenen Bände können von jeder soliden Buchhandlung vorgelegt oder bei derselben zur Ansicht bestellt werden.

Karl Prochaska
k. k. Hof- und Verlagsbuchhandlung
Wien und Teschen.

Bestell-Schein.

Unterzeichneter bestellt hiemit bei der Buchhandlung:

....

Salon-Bibliothek

Ein Abonnement auf die erste Serie von 12 Bänden à M. 30 = fl. 18. (Geb. M. 35 = fl. 20.50.)

Oder folgende Bände einzeln:

....

....

broschirt — gebunden.

Name, Stand, Wohnort u. Adresse: ....

....

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska.

Oberm.